

Die illustrierte Zeit

Früher: Illustrierte Frauen-Zeitung

Nr. 11.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2 1/2 M.

Berlin, 10. April 1887.

Große Ausgabe mit Supplement
und allen Kupfern: 4 1/2 M.

XIV. Jahrg.



Erhard Gutzmer.

Die Pflgetochter.

Novelle von Moriz von Reichenbach.

(Fortsetzung.)

Max Holten, der den Grund von Ada's Thränen nicht ahnte, sah das junge Mädchen mit grenzenlosem Erstaunen und seltsamer Nührung an. Er hatte die Ruder eingezogen, die Arme darüber gelegt und sah jetzt, etwas nach vorn geneigt, Ada gegenüber.

„Ada, liebe Ada, so gut meinen Sie es mit mir!“ sagte er leise.

Sie gab sich keine Mühe, ihre Thränen zu verbergen, sondern sah ihn mit überströmenden Augen an.

„Ja, von ganzem Herzen gut meine ich es, und Sie sollen glücklich werden!“ erwiderte sie.

Er blickte zu Boden und schüttelte den Kopf.

„Sie ist anderer Meinung; — wenn Sie nun doch einmal den Namen meiner Jugendliebe errathen haben, warum sollten wir nicht darüber sprechen? Ich fühle es mit unumstößlicher Gewißheit, Gräfin Else ist anderer Meinung. Und, — wer weiß, — Sie hat vielleicht Recht. Sie hat mich zu jung gekannt; sie würde sich immer als die Aeltere mir gegenüber fühlen, als die Ueberlegenere . . .“

„Aber Sie waren ihr so lange, lange Jahre treu!“

„Sehen Sie, liebe Ada, es ist eine eigene Sache um eine solche Jugendliebe. Erst breitet sich ein verklärter Schleier darüber, — ich glaube kaum, daß man später noch je so selbstlos empfindet und sich ein geliebtes Wesen so idealisirt, als in der ersten Jugend. Ich glaube sogar, daß geht so weit, daß man am Ende gar nicht mehr weiß, ob man ein wirkliches Wesen oder sein eigenes Phantasiegebilde liebt. Unwillkürlich vergleicht man dann andere Frauen mit dem Idealbilde, findet sie an dasselbe nicht heranreichend und meidet deshalb eine ernstliche Annäherung. Das verhindert nicht, daß man hier und dort einmal die Kur macht, aber wenn man sich ernstlich fragt: Wöchtest du dieses oder jenes Mädchen für immer an deiner Seite sehen? — so hat man sogleich die Antwort bei der Hand: Nein, denn sie gleicht ihr gar nicht, und du kannst nur mit einem Wesen, das ihr ähnlich ist, glücklich werden. Man ist deshalb kein Ritter Toggenburg, der mit bleichem Antlitz immer nur nach dem Fenster der Einen sieht, — man schaut sich sogar leidlich vergnügt in der Welt um, — aber die Jugendliebe hat einem eben einen Maßstab in die Hand gegeben, den man unwillkürlich an andere Frauen anlegt.“

Ada's Thränen waren getrocknet; mit großen Augen blickte sie ihr Gegenüber an, und als Antwort auf seine lange Auseinandersetzung fand sie nur einen Ausruf: „So lieben Sie sie nicht mehr?“

Holten fand nicht gleich eine Erwiderung. So kurz und rund hatte er sich diese Frage nie vorgelegt, und es durchfuhr ihn wie ein plötzlicher Schreck, daß sein Herz auf dieselbe jetzt mit „Nein“ antwortete. Liebt er Gräfin Else denn wirklich nicht mehr? Was war denn mit ihm vorgegangen?

„Ich sehe immer noch das Ideal einer Frau in ihr,“ antwortete er langsam und wich Ada's dunklen Augen aus, die jetzt so fest und leuchtend auf ihn gerichtet waren.

„O, das sehe ich auch in ihr,“ rief Ada, „und ich liebe sie auch, so sehr, so sehr, aber . . .“

„Was wollten Sie sagen, liebe Ada?“

„O, nur — ich meinte, daß Sie sie noch viel mehr liebten.“

„Ich glaube, ich thäte Gräfin Else einen schlechten Gefallen damit.“

Ada blickte schweigend in das Wasser. Wenn ich ihm nun sagte, daß sie ihn liebt, was würde er thun? dachte sie und knüpfte dann gleich die Frage daran: Ja, was weiß ich denn aber davon, wie könnte ich denn so etwas sagen?! Und blitzschnell flogen an ihrer Erinnerung alle Gelegenheiten vorüber, bei welchen Gräfin Else von Max Holten gesprochen hatte, und Ada sagte sich, daß nie ein Wort oder ein Ton eine besondere Neigung für ihn verrathen habe. Aber warum hatte Ada denn daran geglaubt, warum hatte sie sich so furchtbar gequält all diese Tage? Sie fand sich selbst unbegreiflich, wie loses Gewölk zerflatterten ihre Sorgen, ihr war, als erwache sie aus einem schweren Traume.

„Holen Sie uns ein, wenn Sie können!“ rief in diesem Augenblicke Holten zu dem anderen Bote hinüber, und er legte die Ruder ein und trieb das leichte Fahrzeug mit wichtigen Stößen vorwärts, während er lächelnd Ada anblickte, als wollte er sagen: Nun entföhre ich dich, und die ganze übrige Welt geht uns nichts mehr an! Und ihre Augen begegneten den seinen in seligem Ausfluchten.

Rudolf Hymburg hatte auf Holten's Zuruf hin nur leicht den Kopf geschüttelt; er war in ernstem Gespräche mit Gräfin Else und dachte an keine Wettfahrt.

Die Gräfin hatte von Ada gesprochen und davon, daß sie dieselbe so ganz wie eine Tochter betrachte und keine andere Hoffnung für die Zukunft lenne, als das Glück derselben. Sie sah ihn erstaunt an, als er sagte: „Sie selbst sind aber noch jung, Gräfin; ist es möglich, daß eine Frau, wie Sie, so ganz mit dem Leben abgeschlossen haben kann?“

„Das habe ich ja nicht. Ich hoffe noch viel Gutes und Schönes davon.“

„Doch immer nur in Beziehung auf Ihre Pflgetochter!“

„Gewiß!“

„Und für Sie hoffen und wünschen Sie nichts?“

Sie lächelte ein wenig müde. „Ich bin ein Jahr lang sehr, sehr glücklich gewesen. Dann wurde mein Leben so leer, daß ich es nicht ertragen konnte, und ich nahm eine neue Liebe in mein Herz und eine neue Pflicht in mein Leben auf. Diesen beiden werde ich treu bleiben.“

„Aber wenn Fräulein Ada sich verheirathet?“

„Das würde doch nichts ändern. Ich würde die Liebe zu ihr auch auf ihren Gatten und ihre Kinder übertragen.“

„Und wenn Sie selbst, — wenn Ihr Herz noch einmal spräche, Gräfin?“

„Das darf nicht sein!“

„Aber weshalb nicht?“

„Als ich Ada zu mir nahm, waren meine Eltern sehr dagegen. Sie sagten mir, wie Sie es jetzt thun: dein Herz kann noch einmal sprechen, du kannst noch einmal ein anderes Glück begehren; bedenke, was du thust. Ich antwortete ihnen: ich will kein anderes Glück, als das, ein Wesen zu lieben, dem ich mein Leben weihen kann, und von ihm wieder geliebt zu werden. Ich habe das Kind aus seiner Sphäre herausgerissen, habe es geistig ganz mir zu eigen gemacht, habe ihm aber auch zugleich hundert Bedürfnisse angewöhnt, von denen es früher nichts ahnte, und deren Aufgeben es nun schmerzlich entbehren würde. Ada fühlt sich als meine Tochter, und sie soll es auch sein. Der Gedanke, daß sie, vermählt oder unvermählt, irgend welchem Mangel ausgesetzt sein könnte, wäre mir unerträglich, — und wie könnte ich sie davor sichern, wenn ich nicht mehr unbeschränkte Herrin meiner selbst und meines Vermögens wäre? Ich verurtheile die Geldheirathen, wenn es nur solche sind, als etwas Niedriges, Entwürdigendes, — aber ich finde es auch sehr traurig, wenn eine warme Herzensneigung durch Mangel und Sorgen verkümmert; und ich meine, es giebt der Frau eine andere Stellung, wenn sie das Ihrige zum Leben der Familie beiträgt.“

Er zog schweigend die Ruder durch das Wasser und blickte den goldumsäumten kleinen Wellen nach, die darüber hinglitten. Auch Gräfin Else neigte sich zu der Fluth hinab; sie hatte sich hinreißen lassen und fürchtete jetzt, sein Bartgefühl verletzt zu haben. Dennoch schien es ihr nothwendig, daß er genau wußte, er konnte auf sie zählen, wenn er um Ada warb.

„So ist es also die Sorge um Fräulein Ada, nicht die Erinnerung an Detlev, die zwischen Ihnen und dem Gedanken an eine neue Verbindung stehen würde?“ fragte er plötzlich.

„Zwischen mir und einer neuen Verbindung?“ wiederholte sie, fast erschrocken. „Aber wer spricht denn davon?“

„Verzeihen Sie mir,“ bat er; „es war nur ein Gedankengang, der sich mir unwillkürlich aufdrängte, und dem ich Worte gab.“

Nun fuhren sie wieder schweigend eine Weile dahin. „Sie sprachen einmal davon, daß Fräulein Ada Geschwister habe,“ begann er dann wieder. „Sehen diese ihr ähnlich?“

„O nein, sie sind Alle blond und blauäugig.“ Er lehrt mit seinen Gedanken doch gleich zu Ada zurück; ich täusche mich sicher nicht in seinen Empfindungen! dachte sie dabei.

„Blond und blauäugig,“ fuhr er fort, „und die Eltern?“

„Mein Gott, ich erinnere mich nicht genau; es war nichts Besonderes an ihren Physiognomien.“

„Also gleicht ihnen Fräulein Ada auch nicht.“

„O nein!“

„Ist das nicht auffallend?“

„Ich habe nie darüber nachgedacht.“

„Besitzen Sie den Taufschein des Kindes?“

Gräfin Else sah sehr ernst aus. Sie fand, daß Hymburg's Vorsicht allzuweit ging.

„Natürlich!“ antwortete sie kurz.

„Es ist schon vorgekommen, daß dergleichen Papiere gefälscht wurden,“ bemerkte er, mehr zu sich, als zu ihr sprechend.

Gräfin Else tauchte ihre Hand in das Wasser. Die kühle Fluth that ihr gut, denn sie fühlte, wie das Blut ihr heiß in die Stirn stieg.

Er aber fuhr fort:

„Ist es nicht auch merkwürdig, daß Ada so aristokratisch aussieht? Sie hat Hände und Füßchen, wie eine

Prinzessin; dergleichen kann die beste Erziehung nicht hervorbringen, das muß angeboren sein, ebenso wie ihre Art, das Köpfchen zu tragen.“

„Ich verstehe nicht, wie man so viel Werth auf reine Aeußerlichkeiten legen kann,“ sagte Gräfin Else, nun wirklich gereizt. Ihr war zu Muth, als zeige Rudolf Hymburg ihr plötzlich einen neuen Menschen, und dieser gefiel ihr durchaus nicht.

Er bemerkte den Schatten auf ihrem Gesichte:

„Verzeihen Sie mir; ich muß Ihnen thöricht und unverständlich erscheinen, aber ich hänge einer Vorstellung nach, die immer mehr und mehr Raum in mir faßt; — doch es ist thöricht, davon zu sprechen, ehe man irgend einen positiven Anhalt hat. Nochmals, verzeihen Sie mir.“

Gräfin Else schüttelte den Kopf, ihre Geduld war zu Ende.

„Ich verstehe recht gut, was Sie meinen, Herr von Hymburg,“ sagte sie. „Sie glauben, daß Ada nicht das Kind der Dresdener Gärtnerleute sei; Sie wünschen sogar irgend eine von Geheimnissen umhüllte Krone über ihrem Namen zu entdecken. Ich habe nicht gewußt, daß Sie so großen Werth auf solche Dinge legen; ich glaubte, Sie ließen den Menschen als Menschen gelten. Da das aber nicht der Fall zu sein scheint, warne ich Sie dringend, um Ihre Willen sowohl, als des Kindes wegen! Ada ist einfacher Leute Kind, und wenn sie nicht gut genug ist, wie sie eben ist, der soll nicht in ihren Weg treten, der soll nicht die Hand nach ihr ausstrecken.“

Regungslos lag der Kahn jetzt auf der Seefläche. Rudolf Hymburg vergaß zu rudern und blickte in sprachlosem Staunen die Gräfin an.

„Ich die Hand nach Ada ausstrecken, — nach dem Kinde, das ich eben wie ein liebes Kind mit meiner Sorge umgeben möchte? Mein Gott, Gräfin, was habe ich gethan, um diesen Gedanken in Ihnen wach zu rufen? Ich glaube, Ada betrachtet mich wie eine Art Onkel und würde mich auslachen, wenn ich ihr anders, als väterlich begegnen wollte! O, Gräfin, nun sehe ich unser ganzes Gespräch in einem neuen Lichte! Was müssen Sie von mir gedacht haben! Aber nein, Sie haben nicht wirklich geglaubt, daß ich solche Fragen an Sie richten würde, wenn ich auch nur an die Möglichkeit gedacht hätte, daß Ada ihre Hand in die meine legen könnte!“

Sein Blick suchte Gräfin Else's Auge, das ihm auswich. Endlich sah sie ihn an, aber der Ausdruck seines Auges ließ sie die ihren in sprachloser Verwirrung schnell wieder dem Wasser zuwenden. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen; ihr war, als habe sie durch sein Auge einen Blick in sein Herz gethan und habe dort einen anderen Namen entdeckt, als den Ada's. Das also war es, — das! War sie denn blind gewesen in diesen letzten Tagen? Nun war sie es, der diese ganze Unterredung in einem neuen Licht erschien, in einem Lichte, das sie beseligte und zu gleicher Zeit tief erschreckte.

Er sah es, wie Röthe und Blässe auf ihrem Antlitz wechselten, und eine seltsame Nührung beschlich ihn; er hätte die Arme um sie breiten mögen und ihr zurufen: Lege deine und Ada's Zukunft in meine Hand, ich will für euch Beide sorgen!

Aber schon hatte Gräfin Else ihre Fassung wieder gefunden. „Ich konnte nichts Niedriges von Ihnen denken, Herr von Hymburg,“ sagte sie leise; „ich verstand Sie nur nicht.“

„Und jetzt, Gräfin, werden Sie mich verstehen?“

Sie blickte wieder über das Wasser hin, ein schmerzliches Lächeln irrte um ihre Lippen. Dann wies sie mit der Hand nach dem Bote der beiden Andern:

„Lassen Sie uns Ada einholen, — Sie wissen ja, all meine Gedanken gehören ihr.“

Dann neigte sie, tief erröthend, ihr Gesicht dem Wasser zu, — es war die erste wissenschaftliche Lüge, die sie ausgesprochen hatte. Rudolf Hymburg aber setzte die Ruder mit voller Kraft ein und trieb das Boot vorwärts. —

Am andern Morgen erhielt Gräfin Else ein Billet von Rudolf, in welchem dieser ihr seine plötzlich durch zwingende Gründe verursachte Abreise mittheilte.

Gräfin Else's Hand zitterte ein wenig, als sie das Billet zusammenfaltete, und während sie auf das kleine weiße Blatt herablickte, war ihr, als enthalte dasselbe einen Abschied für das Leben. Im Weh dieses Abschiedes aber wußte sie es plötzlich klar und deutlich: sie liebte Rudolf Hymburg und wurde von ihm geliebt. Er floh sie, weil er das Opfer, das sie entschlossen war, Ada zu bringen, kannte, und weil er fand, daß sie Recht hatte. Hätte er ihre Auffassung nicht als die richtige anerkannt, er wäre nicht so schnell von ihr gegangen, dachte sie. Aber wäre es ihm denn gelungen, sie wanfend zu machen? Nein, nein, sie wollte die Pflicht, die sie auf sich genommen hatte, ganz erfüllen. Er wußte das, und er erleichterte es ihr, indem er ging.

„Ich muß ihm danken, daß er das that, was für uns Beide am besten ist,“ flüsterte sie. „Mein Leben

gehört dem Kinde; ich habe nicht das Recht, über mich zu verfügen. Ja, ich danke ihm, daß er uns Beiden die Durchführung meines Entschlusses so erleichtert."

Sie rief Ada und schloß dieselbe besonders zärtlich in ihre Arme. „Heute wollen wir den ganzen Tag zusammen verbringen, nicht wahr, Liebling?“ sagte sie. „Zunächst wollen wir in das Museum.“

„Und später essen wir an der table d'hôte, nicht wahr?“ Es ist so lustig unter den vielen Menschen, und Herr von Holten will auch kommen —“

„O, an der table d'hôte? Ich dachte, wir wollten nach Potsdam fahren, nur wir Beide, und wollten bis zum Abend dort bleiben, Glienke und das Marmorpalais besuchen und an irgend einem hübschen Platz im Walde die Sonne untergehen sehen.“

„Wir Beide ganz allein, Mama?“

„Ich dachte mir das so hübsch.“

„Gewiß, Mama, wenn Du es so willst...“

Gräfin Else hörte doch die Enttäuschung, die aus Ada's Worten klang, und sie, die sonst so sanft war, fühlte sich dadurch gereizt.

„Ja, was willst Du denn?“ fragte sie.

Ada senkte den Kopf. „O, nichts Besonderes! Herr von Holten machte nur gestern so allerhand Pläne; er wollte sie Dir heute bei Tisch mittheilen. Herr von Hymburg kommt gewiß auch zur table d'hôte...“

„Herr von Hymburg mußte in einer Geschäfts-Angelegenheit plötzlich verreisen.“

„Er ist fort? So plötzlich? Und läßt uns im Stiche? Das finde ich abschaulich von ihm.“

„Sprich nicht so unverständlich, Ada! Er hatte natürlich zwingende Gründe.“

„O, Herr von Holten an seiner Stelle hätte es gewiß anders eingerichtet!“

„Herr Lieutenant von Holten,“ meldete in diesem Augenblicke der Kellner.

„Siehst Du, Mama, er kommt gewiß wegen der Verabredung!“ rief Ada und ging dem Eintretenden entgegen.

Gräfin Else sah Ada und Max Holten, die sich so gut verstanden und immer dasselbe zu wollen schienen, erstaunt an. Wo hatte sie denn ihre Augen gehabt, daß sie immer nur Rudolf beobachtete, und daß ihr die Wandlung, die sich inzwischen mit Max Holten vollzog, entgangen war? Ein plötzlicher Schrecken erfaßte Gräfin Else. Was hatte sie angerichtet, indem sie Max und Ada so völlig zwanglos mit einander verkehren ließ! Eine Verbindung zwischen Beiden durfte niemals stattfinden. Gräfin Else beschloß, den heutigen Tag noch daran zu geben, aber ein wachames Auge zu haben und dann so schnell als möglich ihren Berliner Aufenthalt abzubrechen. Zur großen Unzufriedenheit Ada's und zum Besremden Holten's lehnte sie die Vorschläge desselben ab und drängte zum Aufbruch nach dem Museum, ohne Holten aufzufordern, sie zu begleiten. Holten zog sich, ärgerlich und in seinen Erwartungen getäuscht, zurück, während Ada kaum die Thränen zurück zu halten vermochte.

Eine Weile saßen Gräfin Else und ihre Pflögetochter einander schweigend gegenüber. Endlich begann Gräfin Else:

„Der gute Holten! Möchte sich nur seine Zukunft glücklich gestalten.“

Ada sah sie erstaunt an:

„Warum sollte das nicht der Fall sein, Mama?“

„Nun, Du weißt doch, daß er der jüngere Bruder des Majorats Herrn von Holten ist, und daß dieser nur Töchter hat, Max sich also, trotz seiner augenblicklichen, etwas geldknappen Lage, aus der er ja kein Geheimniß macht, als künftigen Majorats Herrn betrachten kann. Nun ist aber die Bedingung mit dem Majorat verknüpft, daß die Frau des jedesmaligen Besitzers von Adel sein und sogar eine gewisse Anzahl adliger Vorfahren nachweisen muß, wenn ihre Kinder wiederum erberechtigt sein sollen. Es ist das eine Bedingung, die Holten bei einer etwaigen Herzenswahl einmal Schwierigkeiten machen kann; denn ebenso wie ich glaube, daß er, wenn sein Herz spräche, an die Erfüllung dieser Bedingung nicht denken würde, ebenso bin ich fest überzeugt, daß ihn die Folgen einer sogenannten Mesalliance späterhin unglücklich machen würden. Und dann könnte ich es mir doch auch für eine Frau sehr schwer denken, sich sagen zu müssen: du hast den Mann, den du liebst, um die Stellung gebracht, die er eigentlich einnehmen müßte; um deinetwillen bleibt er ausgeschlossen von dem alten Besitze seiner Familie! Ich kann mir nicht denken, daß eine Ehe, auf solchen Grundlagen geschlossen, glücklich sein würde, — und ich liebe Max, wie einen Bruder, und möchte ihn doch gern glücklich sehen.“

Sie konnte es nicht über sich gewinnen, Ada anzusehen, während sie ihr das sagte, was sie ihr doch glauben mittheilen zu müssen; und erst, als längere Zeit verging, ohne daß Ada ein Wort erwiderte, warf sie einen verstohlenen Blick auf ihr Gesicht und erschrak so vor dem verstörten Aussehen desselben, daß sie unwillkürlich aufstand und ihre Hand auf Ada's Schulter legte.

„Mein Liebling, mein Liebling, Du bist krank!“

„Laß nur, Mama, es ist nichts! Nur wieder etwas Kopfweh, wie neulich.“

Ihre Stimme klang halb erstickt, wie von verhaltenen Thränen, aber ihre Augen blieben trocken.

„Mein Kind, komm, ich mache Dir ein weiches Plätzchen auf dem Sopha zurecht... Komm, Liebling, nun ist Dein Nest fertig, nun soll mein kleiner Vogel sich hinein schmiegen, — und nun mache die Augen zu und denke an nichts, als daran, daß Deine Mama an Deiner Seite ist, und daß wir uns sehr, sehr lieb haben!“

Und die beiden Frauen drückten ihre Köpfe an einander und hielten sich fest umschlungen. Plötzlich blickten sie sich in die Augen:

„Mama, Mama, Du weinst ja!“

„Und Du, Ada, — o, mein armes, geliebtes Kind!“

Ihre Thränen stoffen zusammen, und Beider Herzen zuckten schmerzlich in entsagungsvoller Liebe.

5.

Rudolf Hymburg hatte nach der Rückkehr von Wannsee beim Portier gefragt, ob der Vicomte Borant zu Hause sei, und erfahren, daß der Herr Vicomte ganz plötzlich am Nachmittag seine Rechnung verlangt habe und abgereist sei.

„Er scheint ein Herr zu sein, der jede Stunde seine Entschlüsse wechselt,“ sagte der Portier, „denn erst verlangte er ein paar Salons, weil er sich längere Zeit hier aufhalten wolle, und sein Kammerdiener sagte mir, daß er auf der Reise nach Petersburg sei. Und dann, als es gerade möglich geworden war, ihm die Salons zu schaffen, reiste er ab, und anstatt nach Petersburg, ging es nach Dresden.“

„Nach Dresden?“ fragte Baron Rudolf.

„Ja wohl, ein sonderbarer Herr, dieser Vicomte.“

Das war die Auskunft, die Rudolf Hymburg empfangen, und die ihn zu seiner plötzlichen Reise bewogen hatte. Am nächsten Tage war er in Dresden, erfuhr auf der Polizei die Wohnung der Frank'schen Eheleute und begab sich geradenwegs dorthin. Es war ein kleines Haus in der Vorstadt, von einem Garten-Grundstück umgeben. Eine Frau hing eben zwischen den Betten Wäsche auf und schalt dabei mit keifender Stimme ein paar Kinder, die vor der Hausthür im Sande spielten. Als sie des Fremden ansichtig wurde, verstummte sie plötzlich. Auf Hymburg's Frage nach Frau Frank erwiderte sie: „Das bin ich selbst; was steht zu Diensten?“

Rudolf Hymburg blickte in das gemeine, unschöne Gesicht des Weibes und sagte sich, daß das unmöglich Ada's Mutter sein könne. Er schätzte einige Einkäufe von Blumen vor, und die Frau führte ihn weiter in den Garten hinein, nachdem sie vorher den Kindern drohend zugewinkt hatte.

„Den ganzen Tag muß man sich schinden und quälen, wenn man so viele Mäuler zu stopfen hat, wie unsereins,“ klagte sie dabei, „und das schreit und lärmt und spielt, als ob es nur dazu da wäre, — 's ist eine Noth mit so vielen Kindern!“

„Haben Sie denn so gar viele?“ fragte er.

„Ei ja, das will ich meinen,“ erwiderte sie, „es sind ihrer acht.“

„Nun, dann müssen Sie ja recht froh gewesen sein, Ihr Pflögekind, die Ada, so gut zu versorgen, da Sie so viel eigene Kinder haben.“

„Mein, — unser Pflögekind?“ wiederholte die Frau, ihn mit verwunderten Augen ansehend. Rudolf aber, der ihr nicht erst Zeit lassen wollte, sich auf's Leugnen zu legen, fuhr schnell fort:

„Ja, Ihre frühere Pflögetochter, die Sie übrigens grüßen läßt, und die mich auch hierher gewiesen hat. Ich habe sie kürzlich gesehen.“

Ein Mann in Hemdsärmeln, die qualmende Pfeife im Munde, kam soeben zwischen den Salatbeeten daher.

„Vater,“ rief die Frau, „komm doch 'mal her; der Herr da bringt uns Grüße von der Ada. Er könnte vielleicht gar ein gutes Wort für uns bei ihr einlegen; wenn sie wüßte, daß es uns jetzt gerade so schlecht geht, thäte sie vielleicht etwas —“

„Ei,“ rief der Mann, „die Ada fragt nach uns? Ihre Gräfin wollte es doch nicht leiden; es sollte Alles ein für alle Mal abgemacht sein. Und jetzt gerade!“

„Ich bin überzeugt, daß man Ihnen aus einer augenblicklichen Verlegenheit gern heraushelfen würde; ich könnte das wohl vermitteln, würde es aber nur unter der Bedingung thun, daß Sie mir vorher einige Fragen genau beantworten,“ sagte Rudolf.

Die Leute sahen sich an, dann schob der Mann die Pfeife von einem Winkel des Mundes in den andern und sagte: „Was will der Herr denn wissen?“

Und die Frau fügte hinzu:

„Wir sind arme, ehrliche Leute; wie sollten wir etwas wissen, was dem Herrn nützen könnte?“

„Es handelt sich um Ihre frühere Pflögetochter Ada.“

Wieder tauschten die Beiden einen Blick, in dem sich Erstaunen und Zweifel ausdrückten. Dann sagte das Weib:

„Ich weiß nicht, was der Herr mit der Pflögetochter will. Das Geld, das die Frau Gräfin uns damals gab, damit wir ihr die Ada überlassen sollten, kommt uns rechtlich zu, denn dafür gaben wir unser Kind hin, und wenn wir auch arme Leute sind, an seinen Kindern hängt am Ende Jeder.“ Sie verfiel bei diesen letzten Worten in einen weinerlichen Ton, und der Mann nickte zustimmend mit dem Kopfe.

„Ach, um das Geld handelt es sich nicht,“ erwiderte Rudolf, „das wurde Ihnen einmal gegeben, und davon ist nicht wieder die Rede. Im Gegentheil, es wird in jeder Beziehung nur Ihr Vortheil sein, wenn Sie die Wahrheit sagen. Daß die Ada nicht Ihr Kind ist, weiß ich; darüber brauchen Sie mir weiter gar nichts zu erzählen; sie wurde Ihnen in's Haus gebracht, als sie kaum drei Jahre alt war.“ Der Ausdruck auf den Gesichtern der beiden Leute bewies Rudolf, welchen Eindruck seine Worte machten, und daß er das Rechte getroffen hatte. Kühner dadurch gemacht, fuhr er fort:

„In den nächsten Tagen wird der, der das Kind damals herbrachte, zu Ihnen kommen und Rechenschaft von Ihnen verlangen...“

„Er hat uns doch nicht verboten, das Kind weiter zu geben,“ rief die Frau dazwischen; „nur für unser eigenes sollte es gelten; was wir aber sonst damit anfangen, war ihm ganz gleich.“

Rudolf verbarg seine Freude über dieses Zugeständniß.

„Ganz richtig,“ sagte er, „der Fremde, — er ist ein Franzose; Sie sehen, ich weiß auch das, — nun also, der Fremde hat gar kein Recht, Ihnen Vorwürfe zu machen, und weil ich das weiß, bin ich eben vor ihm gekommen, um Sie in meinen Schutz zu nehmen. Sie haben damals keine Verpflichtungen übernommen, — das müssen wir aber Alles feststellen, ehe der Franzose kommt. Ich bin Ada's Freund und handele im Interesse Ihrer Pflögetochter, wie in dem Ihren. Sie müssen doch auch selbst wissen, daß die Wahrheit Ihnen in keiner Beziehung schaden kann; es gilt nur, sich vor den Klänken des Franzosen zu sichern!“

„Nein, die Wahrheit kann uns nichts schaden,“ wiederholte nun der Mann. „Sehen Sie, lieber Herr, wir waren damals recht in Noth; wir wohnten noch nicht in Dresden, sondern auf dem Lande, und unsere Ahele war uns gestorben, und wir hatten kein Geld zum Begräbniß.“

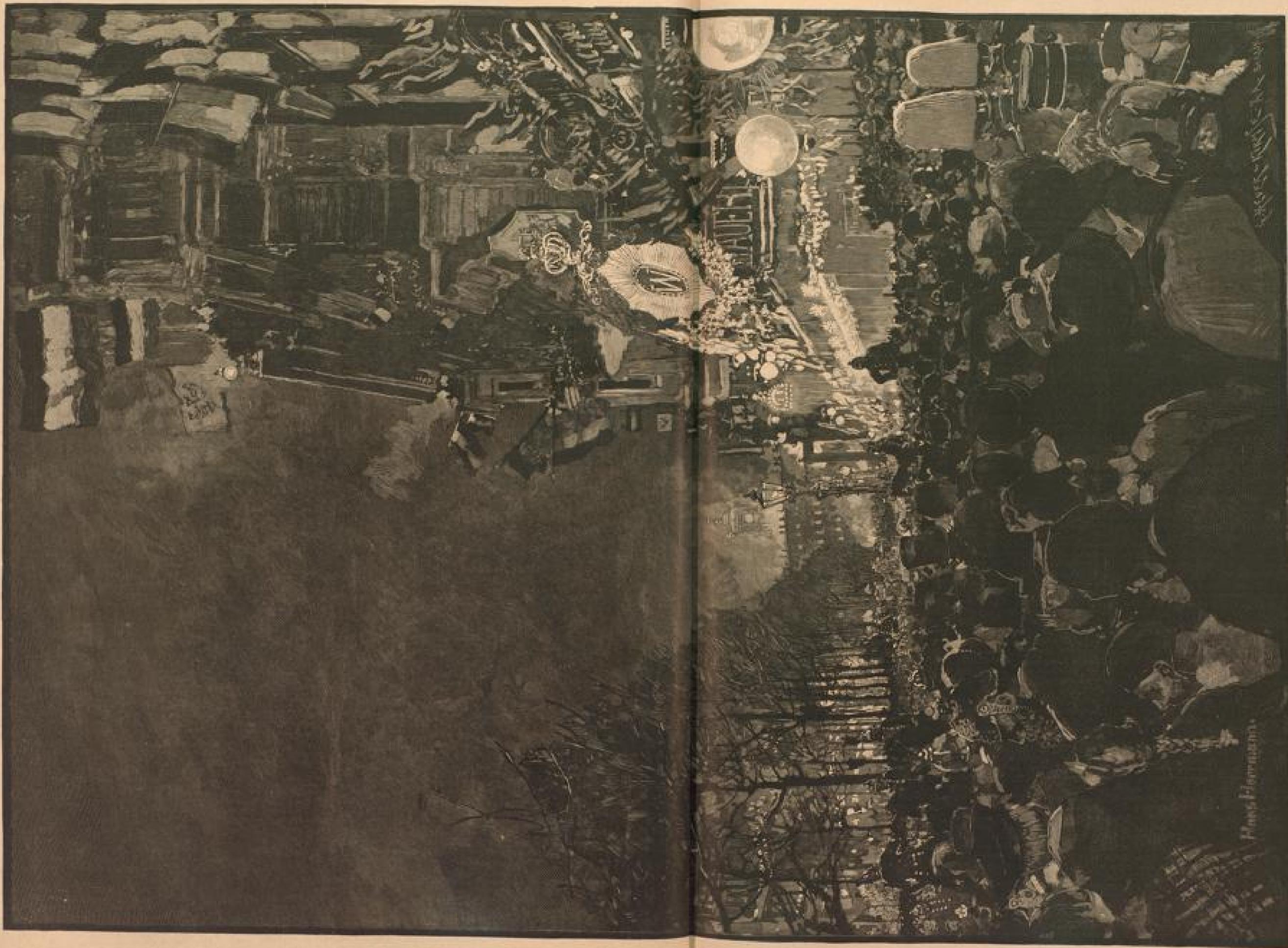
„Ja, und da sprach ich einen vornehmen Fremden um eine Hilfe an,“ fuhr die Frau fort; „ich war deshalb bis zur Bahnstation gegangen. Die Züge hatten dort immer lange Aufenthalt, und die Fremden stiegen oft aus. Ich hatte Kirschchen zum Verkauf und sprach dabei die Fremden um eine Unterstützung an. Und als ein besonders fein aussehender Herr an meinen Korb heran trat, da sagte ich: 'Lieber Herr, unser Kind ist gestorben, und wir haben kein Geld zum Sarg.' Und weil mich schon ein Paar Andere abgewiesen hatten, sprach ich ganz leise. Da nahm mich der Herr bei Seite und fragte, wie alt das Kind gewesen wäre. Und als ich antwortete, im dritten Jahre, da sagte er: 'Wollen Sie Ihr Glück machen und viel Geld verdienen, gute Frau?' Er sagte das in einem sehr schlechten Deutsch, aber ich verstand doch, was er meinte. Nun war aber die Zeit um, der Zug sollte gleich abgehen, und da bat er mich, bis zur nächsten Station mitzufahren, damit er mir Alles sagen könnte, und weil er so vornehm aussah und mir auch gleich ein Goldstück gab, dachte ich, es könne ja nichts schaden, wenn ich mitführe, denn ich konnte mit einem anderen Zuge in einer Stunde zurückkommen. Da zeigte er mir nun, als ich bei ihm im Coupé saß, ein hübsches, kleines Mädchen, ungefähr so alt, wie unsere Ahele gewesen war. Er sagte, das Kind hätte keine Eltern, und ihm wäre es zu mühsam und beschwerlich, es in die Waisenanstalt, in die es eigentlich sollte, zu bringen. Ob ich das Kind zu mir nehmen und es als mein eigenes aufziehen wolle? Er wolle mir dreitausend Thaler dafür geben. Lieber Herr, wenn man in Noth ist und es bietet einem Jemand so viel Geld, daß man denkt, man kommt für immer aus dem Elend heraus...“

„Natürlich,“ unterbrach sie Rudolf, „und da Ihnen ja kein Unrecht zugemuthet wurde, waren Sie bereit.“

„Nun eben, es wurde uns doch nichts Unrechtes zugemuthet, und da dachte ich auch, mein Mann würde einverstanden sein, und fürchtete nur, der Herr könnte vielleicht anderen Sinnes werden. Und weil er mir noch sehr zuredete, nahm ich das Kind und das Geld gleich mit und brachte Beides nach Hause.“

„Hatten Sie denn den Namen des Kindes erfahren, und übergab Ihnen der Franzose irgend welche Papiere?“ fragte Rudolf.

„In der Eile hatte ich an das Alles gar nicht gedacht,“ erwiderte die Frau; „aber wir fanden dann in der Wäsche des Kindes, die gar fein war, ein Taufzeugniß in fremder Sprache. Daneben stand aber die deutsche Uebersetzung.“



Die Zimmerei in Berlin, am 22. März. Die „Kranzler-Ede“ und von Carl Daker und der Zählerei des Landes. In der Mitte der Kranzler-Ede.

Die Zimmerei in Berlin, am 22. März. Die „Kranzler-Ede“ und von Carl Daker und der Zählerei des Landes. In der Mitte der Kranzler-Ede.

Die Zimmerei in Berlin, am 22. März. Die „Kranzler-Ede“ und von Carl Daker und der Zählerei des Landes. In der Mitte der Kranzler-Ede.

Die Zimmerei in Berlin, am 22. März. Die „Kranzler-Ede“ und von Carl Daker und der Zählerei des Landes. In der Mitte der Kranzler-Ede.

Die Zimmerei in Berlin, am 22. März. Die „Kranzler-Ede“ und von Carl Daker und der Zählerei des Landes. In der Mitte der Kranzler-Ede.

„Haben Sie dieses Zeugniß noch?“ unterbrach sie Rudolf.

Sie schüttelte den Kopf:

„Lieber Herr, das Kind sollte doch als unseres gelten, das war ja die Bedingung des fremden Herrn; wir sollten gleich an einen anderen Ort ziehen und dort das Kind als unseres ausgeben. Und da dachten wir, die Papiere könnten ihm doch nichts nützen, und es war auch kein Staat damit zu machen, denn das arme Ding war nur auf den Namen seiner Mutter getauft; der Vater war unbekannt. Der Schein ist uns dann bei dem Umzug verloren gegangen, denn später zogen wir nach Dresden und kauften die Gärtnerei.“

„Und der Gräfin gaben Sie wahrscheinlich den Taufschein Ihres eigenen todtten Kindes, Frau Frank, denn die Gräfin hat einen Taufschein.“

„Wir haben doch nicht gedacht, daß das ein Unrecht wäre!“

„Daß es nicht Recht war, fühlen Sie wohl selbst! Auf welchen Namen war das Kind getauft?“

„Es sollte Anna Maria heißen, aber wegen unserer verstorbenen Atele, und weil das doch ähnlich klang, nannten wir es Ada.“

„Und der Name der Mutter?“

„Ach, der war so ausländisch, den konnte ich mir nicht behalten. Und, Herr, das war ja auch ganz gleichgültig, denn das Kind sollte doch bei uns bleiben als unser eigenes.“

„Aber fiel denn Ihren Nachbarn das französisch sprechende Kind nicht auf?“

„Ach, Herr, es kommt ja bei armen Leuten manchmal vor, daß sie ein Kind, dessen Eltern man nicht kennt, in Kost nehmen; und sprechen hat es wohl kaum Einer gehört, denn das Kind wurde gleich sehr krank, sodaß wir dachten, es käme nimmer durch. Und dann, als es besser mit ihm wurde, hielt es sich ganz still, denn unsere anderen Kinder lachten es aus, wenn es sein Klauerwelsch sprechen wollte.“

Der Mann hatte, nur immer leise mit dem Kopfe nickend, zugehört; der einzige Beweis seiner lebhaften Theilnahme lag darin, daß ihm die Pfeife ausgegangen war.

„Nicht wahr, Herr, bei dem Allen ist doch nichts, was uns schaden könnte?“ fragte er, als seine Frau gendete hatte.

„Nun,“ meinte Rudolf, „die Geschichte mit dem Taufschein ist nicht ganz sauber; aber ich will annehmen, daß Sie im guten Glauben gehandelt haben, und es soll Ihnen nichts geschehen, wenn Sie weiterhin Alles thun, was ich wünsche. Dazu gehört zunächst, daß Sie sich auf keinerlei Unterhandlungen mit dem Franzosen einlassen, wenn dieser sich zeigen sollte, und ihm jede Unterredung verweigern. Zum Zeichen, daß ich es gut mit Ihnen meine, will ich Ihnen sogleich eine Aushilfe aus Ihrer augenblicklichen Verlegenheit gewähren, und wenn ich zufrieden mit Ihnen bin, werde ich diese Summe verdoppeln.“

Er drückte der Frau, die ihm das Wort zu führen schien, ein Paar Geldstücke in die Hand, verließ die Leute und fuhr sofort zu einem, ihm von früher her bekannten Staatsanwalt, den er um eine Unterredung bat.

Der Staatsanwalt, ein großer Herr mit breiten Schultern, jovialen Ausdruck und klugen Augen, empfing Rudolf auf das Freundlichste.

„Es handelt sich,“ begann dieser, „um nichts Geringeres, als die Entführung des Kindes eines deutschen Offiziers, dessen Vermögen man in Frankreich zurückhalten will.“

„Oho!“

„Lassen Sie mich zunächst erzählen, wie die ganze Angelegenheit mir bekannt wurde. Sie erinnern sich vielleicht, daß vor etwa zehn Jahren mein Freund, Graf Detlev Helmdal, von einem Vicomte Vorant im Duell erschossen wurde. Detlev hatte vor diesem Duell, bei welchem ich sein Secundant war, mich zum Mitwisser der Familien-Angelegenheiten einer Frau von Vermingen gemacht, mit welcher er befreundet war, und der er seine Hilfe in einer verwickelten Sache zugesagt hatte. Der Vicomte Vorant war der Bruder Frau von Vermingen's und war damals offenbar von einer intriguanterin, welche Frau von Vermingen begleitete, herbeigerufen worden, um die etwas unvorsichtig documentirte Freundschaft zwischen der Dame und Helmdal zu stören. Wie ernstlich dem Franzosen daran lag, seine Schwester von jedem Verkehr mit Deutschen fernzuhalten, erhellt daraus, daß er Helmdal sofort in provocirendster Weise begegnete und das Duell herbeiführte, offenbar in keiner anderen Absicht, als um Helmdal aus dem Wege zu schaffen. Einmal von meinem Freunde in's Vertrauen gezogen, stellte ich mich nach seinem Tode Frau von Vermingen zur Verfügung. Dieselbe war aber dermaßen von Helmdal's Tode ergriffen, daß sie mir erklärte, an einem Opfer wäre es genug; ihr fehle der Muth, weitere Schritte zu thun; sie beschwöre mich, die Sache auf sich beruhen zu lassen; sie wolle in einem Kloster Frieden und Sühne für das, mittelbar durch sie vergossene Blut Helmdal's suchen. Dies war der Grund, weshalb ich

über die Angelegenheit damals schwieg, um so mehr, als mir dieselbe bei dem erregten, phantastischen Wesen Frau von Vermingen's nicht recht glaubhaft erschien, und ich nur beklagte, daß ein Mann, wie Helmdal, sein Leben dafür hatte in die Schanze schlagen müssen. Eine seltsame Begegnung rief mir jetzt die ganze Sache in's Gedächtniß zurück, und heute bin ich so fest von der Wahrheit derselben überzeugt, daß ich einen Eid darauf ablegen würde.“

„Nun, und was erfuhren Sie damals von dem Grafen Helmdal über Frau von Vermingen's Familienverhältnisse?“

„Es war folgendes. Frau von Vermingen trauerte nicht nur um ihren Mann, sondern auch um ihre Tochter. Sie hatte ihren Gatten, den sie während des Feldzuges von 1870 kennen lernte, gegen den Willen ihrer Familie geheirathet. Dieser Familie war einmal der Deutsche als solcher höchst unwillkommen; dann aber wünschte sie überhaupt nicht, daß die spätere Frau von Vermingen sich vermähle, weil dieselbe durch Erbschaft in den Besitz eines bedeutenden Vermögens gekommen war, welches, falls sie kinderlos stürbe, an ihren einzigen, jüngeren Bruder, den Vicomte Arsène Vorant, fallen sollte. Sie können sich daher denken, daß die Geburt der Tochter Vermingen's in der Familie Vorant nicht eben freudig begrüßt wurde.“

„Selbstverständlich,“ brummte der Staatsanwalt.

„Vermingen lebte damals in Aachen. Er kränkelte seit dem Feldzuge infolge erhaltener Wunden, und diese Kränklichkeit nahm von Jahr zu Jahr zu. Als die kleine Anna Maria Vermingen im zweiten Lebensjahre stand, erfolgte eine Versöhnung mit der Familie Vorant. Der Vicomte und seine Frau kamen nach Aachen, und der Besuch wurde von Seiten des jungen Paares erwidert, ja, als die Aerzte einen Winteraufenthalt in Kairo für Vermingen's Wiederherstellung nothwendig erklärten, entschloß sich die junge Frau, das Kind in die Obhut ihres Bruders und ihrer Schwägerin zu geben.“

„Ziemlich unvorsichtig, nach dem Vorgegangenen,“ meinte der Staatsanwalt.

„Frau von Vermingen, welche sich später schwere Vorwürfe deswegen machte,“ fuhr Rudolf fort, „erklärte ihre damalige Handlungsweise durch die große Besorgniß, die sie ihres Mannes wegen empfunden habe, und neben welcher alles Andere für sie zurückgetreten sei. Auch habe das lebhafteste Kind den Kranken angegriffen, und dieser habe eben alle ihre Gedanken in Anspruch genommen. Ihre Besorgnisse erwiesen sich auch als sehr begründet, denn Herr von Vermingen starb wenige Wochen nach der Uebersiedelung in Kairo. Die Witwe lehrte ganz gebrochen in ihre Heimath zurück, wo ein neuer Schmerz sie erwartete. Ihr Kind war, während einer Reise nach einem Seebade, in den Armen der Vicomtesse an einem Krampfanfall gestorben, — wenigstens wurde die Begebenheit der verzweifenden Mutter so erzählt, und dieselbe wurde auch an das Grab ihres Kindes geführt. Ein Jahr verging. Frau von Vermingen blieb bei ihren Verwandten in Frankreich; es war die Rede davon, daß sie in ein Kloster eintreten würde, und gleichsam in Vorbereitung auf diesen Beruf widmete sie sich ganz Werken der Barmherzigkeit, besuchte Kranke, gab Almosen u. s. w. Eines Abends, während ihre Verwandten einen Besuch auswärts machten, wurde sie zu einem alten Diener gerufen, der schon seit längerer Zeit kränkelte. Der Alte nun, der sich sterbend fühlte, theilte ihr mit, daß ihr Kind damals nicht unterwegs gestorben sei, sondern daß der Vicomte, ihr Bruder, dasselbe mit sich genommen habe, längere Zeit abwesend gewesen und ohne das Kind zurückgekehrt sei; erst nach seiner Rückkehr habe es geheißt, das Kind sei todt.“

Der Staatsanwalt unterbrach ihn:

„Es ist doch nicht gut denkbar, daß eine solche Entführung stattgefunden haben sollte, ohne unter der anderen Dienerschaft Aufsehen zu erregen, und daß ein ganzes Hauspersonal mit im Complot gewesen sein und das Geheimniß bewahrt haben sollte.“

„Vergessen Sie nicht, daß die Entführung auf der Reise nach dem Seebade stattfand,“ unterbrach ihn Rudolf; „die Dienerschaft, mit Ausnahme jenes Alten, auf den man glaubte rechnen zu können, war im Voraus nach dem Seebade geschickt worden. In irgend einer kleinen Stadt machte man Halt; der Vicomte verschwindet mit dem Kinde, seine Frau behauptet plötzlich, krank zu sein, und bleibt mit dem alten Diener in der kleinen Stadt zurück. Dieser, von Kind an in der Familie und ein Deutscherhasser, wie die Anderen, wird in's Vertrauen gezogen, um späterhin Frau von Vermingen gegenüber den Tod des Kindes bezeugen zu können. Man sagt ihm, der Vicomte habe das Kind in ein Findelhaus gebracht, wo es zur Ehre Gottes erzogen und zum Gebet für seinen lecherischen Vater gehalten werden würde; für seine Mutter müsse es aber als todt gelten, da sie entschlossen sei, es im Glauben des Vaters erziehen zu lassen und ihr großes Vermögen dann zu den Deutschen zu tragen. Der Alte glaubt, ein gutes Werk durch sein Schweigen, respective durch seine

falsche Aussage zu fördern, und ist mit Allem einverstanden. Erst auf seinem Todtenbette packt ihn die Reue, und er beichtet der Frau, die ihm Wohlthaten erwiesen hat, seine Schuld . . . Ich finde dabei nichts Unwahrscheinliches, und so excentrisch auch Frau von Vermingen war, diese ganze Geschichte hätte sie sich doch nicht ausdenken können.“

„Sagten Sie nicht, sie sei an das Grab ihres Kindes geführt worden?“

„Ja, sie wurde an ein Kindergrab in eben jener kleinen Stadt geführt, in welcher das Kind doch, nach der Aussage des alten Dieners, gar nicht gestorben war. Was das für ein Grabhügel war, ist das Geheimniß des Vicomtes und am Ende auch gleichgültig. Jedenfalls hat das Kind der Frau von Vermingen nicht darunter gelegen.“

Der Staatsanwalt schüttelte den Kopf:

„Wenn ich nur wüßte, bester Herr Baron, wohin aus Sie mit dieser ganzen seltsamen Geschichte wollen.“

„Hören Sie mich nur weiter an; es wird Ihnen sogleich klar werden. Der Sterbende warnte Frau von Vermingen, sich ihren Verwandten gegenüber zu verhalten, da sie ganz in deren Gewalt sei, und die Witwe benutzte die nächsten Tage, in denen sie noch einsam war, dazu, ihrer Erregung Herr zu werden und einen Plan zu fassen, der zunächst darauf gerichtet war, sich dem unmittelbaren Einfluß ihrer Verwandten zu entziehen und dann einen Helfer und Berather unter den früheren Freunden ihres Mannes zu finden.“

„Ist denn der alte Diener gestorben?“ fragte der Staatsanwalt und zuckte die Achseln, als Rudolf das bejahte.

„Durch viele Intriguen und Verstellungskünste gelang es Frau von Vermingen, ihre Reise nach Bad Münde an der deutsch-französischen Grenze durchzuführen,“ berichtete Rudolf weiter; „dort fand sie den Grafen Helmdal und zog ihn in's Vertrauen. Welche Folgen das hatte, habe ich Ihnen schon erzählt, und nun komme ich zu dem Punkte, der mich veranlaßt, diese ganze Geschichte noch einmal an das Tageslicht zu ziehen. Frau von Vermingen war eine sehr auffallende Erscheinung; ich habe auch unter ihren Landsmänninnen keine gefunden, die mich an sie erinnert hätte. Da tritt mir plötzlich ein junges Mädchen entgegen, das dieser Frau gleicht, wie ein Ei dem anderen; nicht blos dieselben Züge, nein, auch dieselben Bewegungen, die Figur, das Mienenspiel, — kurz, ganz und gar Frau von Vermingen in verjüngter Gestalt. Die Eltern dieses Mädchens sind unbekannt. Zur selben Zeit, in welcher Anna Maria von Vermingen verschwand, wurde dieses Kind von einem fremden, französisch sprechenden Herrn einer hiesigen Gärtnerfamilie als Pflegling gegen Auszahlung von dreitausend Thalern übergeben . . .“

„Einer hiesigen Familie?“

„Ja, den Gärtnerleuten Frank, von denen ich eben komme, und die ich Sie bitte, hierüber zu Protocoll zu vernehmen . . .“

„Alle Wetter, jetzt wird die Geschichte interessant!“

„Und zwar bitte ich, so schnell als möglich vorzugehen, denn der Vicomte Vorant hat das junge Mädchen, das, durch ein wunderbares Spiel des Schicksals, von der Gräfin Helmdal an Kindesstatt angenommen wurde, in Berlin gesehen, — ich war zugegen und bemerkte, welchen Eindruck diese Begegnung auf ihn machte, — und der Vicomte ist sofort darauf nach Sachsen abgereist, jedenfalls um die früheren Pflege-Eltern über den Verbleib ihres Schüplings zu befragen. Er sucht sie wahrscheinlich an ihrem früheren Aufenthaltsorte und ist deshalb noch nicht hier, sodaß ich, der ich ihm sofort folgte, einen Vorsprung habe.“

Wieder schüttelte der Staatsanwalt den Kopf:

„Wenn die Leute nicht gravirende Beweise gegen ihn in Händen haben, was ich mir nicht denken kann, wird er sie nicht aufsuchen,“ sagte er.

„Aber welchen Grund sollte er haben, anstatt nach Petersburg, wie er beabsichtigte, plötzlich und unmittelbar nach dem Zusammentreffen mit der Tochter Frau von Vermingen's, — denn nach meiner felsenfesten Ueberzeugung, ist das Mädchen ihre Tochter, — hierher zu reisen?“

„Auffallend ist das Alles immerhin, und es ist ja möglich, daß sich bei der Vernehmung der Frank'schen Eheleute noch irgend etwas herausstellt, was einen festen Anhalt giebt.“

„Für mich steht die Sache zweifellos fest. Ich bitte Sie nur, keine Zeit zu verlieren, damit wir die Aussagen der Leute festgestellt haben, ehe der Vicomte eintrifft.“

„Wohl, Herr Baron, ich bin bereit, Sie ohne Verzug zu begleiten.“ —

Die Frank's waren zu Protocoll vernommen worden, dabei aber nicht mehr herausgekommen, als was Rudolf schon wußte. Für den Augenblick war nichts weiter zu machen.

Der Staatsanwalt und Rudolf dirigten zusammen auf der Brühl'schen Terrasse und besprachen den Fall,

Nachdruck verboten.

Eduard Grüner.

Hierzu das Portrait von A. Schubert, Seite 141.



Am 26. Mai 1846 in Groß-Karlowitz bei Reife in Schlesien geboren, — das siebente Kind eines Bauern, — zeigte Eduard Grüner schon früh den Trieb nach Formengestaltung. Die Leidensbilder und Heiligen der Dorfkirche waren seine ersten Vorbilder. Später nahm sich der Ortspfarrer Fischer des kleinen Eduard an und brachte ihn auf das Gymnasium zu Reife, um einen Geistlichen aus ihm zu machen. Doch da sich bald berechtigte Zweifel regten, ob der Knabe wirklich für den geistlichen Stand geeignet wäre, so verließ er das Gymnasium, um sein immer kräftiger sich kundgebendes künstlerisches Talent auszubilden. Pfarrer Fischer erhielt sein Wohlwollen dem jungen Grüner und schickte Zeichnungen seines Schüplings einem bekannten Architekten nach München. Dieser zeigte die Versuche mehreren Künstlern, darunter auch Piloty, welcher besonders warm die Ausbildung des Kunstjägers befürwortete.

So kam Grüner im Herbst 1864 nach München, wo er auf das Kärglichste von dem Gelde lebte, welches ihm der Architekt auf Abzahlung vorgeschossen hatte. Das Lernen hält immer ein rasches Tempo ein, wenn der Antrieb zu demselben aus einer großen Naturbegabung hervorquillt. So hat denn auch Grüner seine Studien in der Kunstgewerbeschule, in der Antiken- und Malkule der Akademie ebenso schnell als erfolgreich absolviert. Bei Piloty, welcher sich von Anfang an des jungen Künstlers angenommen, war Grüner einige Jahre. Er kann an dem vormaligen Director der Münchener Akademie nicht genug die Aufrichtigkeit und Verehrung loben, mit welcher dieser als Lehrer die Ausdrucksmittel der Malerei seinen Schülern erklärte, sein Bestes und Letztes rückhaltlos mittheilend. Eines der ersten Bilder Grüner's, welches er noch in der Schule Piloty's malte, war „Kastaff's Rekruten-Ausrüstung“.

Der Besuch des Gymnasiums zu Reife hatte aber doch seine Früchte getragen: so vergriffen und unbehaglich auch mitunter die Form sein mag, in welcher die Jugend mit der antiken Literatur bekannt gemacht wird, es fallen hierbei doch mannigfache Bildungskeime in die jungen Gemüther und weisen die Wege zur geistlichen Selbsterziehung. Das erste Stück von Shakespeare, welches Grüner als Gymnasiast gelesen hatte, ließ einen so tiefen Eindruck in ihm zurück, daß derselbe für sein ganzes Leben haften blieb; Shakespeare ist Grüner's Lieblingsdichter geworden.

Bekanntlich besitzt das Breslauer Museum die sieben Cartons, deren Held John Kastaff ist. Es giebt sich in denselben ein geradezu genialer Blick für das Feinromische und eine seltene Gabe für die Darstellung scharfgeprägter Menschen-Originalität kund. In England sind die Vorzüge Grüner's im Aufpassen und Ausführen Shakespeare'scher Gestalten genau bekannt, und er ist der einzige deutsche Künstler, welcher für eine bei Cassel in London erscheinende Pracht-Ausgabe Shakespeare's gewonnen wurde. Er hat für dieselbe bereits zwölf Zeichnungen geschaffen, wahre Cabinetstücke der Charakteristik und technisch vollendeter Ausführung.

Das zweite größere Bild, welches Grüner noch als Schüler Piloty's malte, war die „Klosterbräuererei“. Auch dieses Gemälde fand sofort einen Käufer, und Grüner, welcher 1869 die Akademie verlassen hatte, kam bald in die Lage, die von dem Münchener Architekten ihm vorgestreckte Geldsumme zurückzahlen zu können, denn mit jedem Bilde, welches er schuf, wuchs sein künstlerischer Ruf, und jedes seiner Gemälde wurde schon auf der Staffelei von Kunstfreunden oder Kunsthändlern erworben.

Grüner vermaßte sich in München mit einem lieblichen Mädchen, dessen vornehmer Empfinden und heller Verstand sich besonders beim Beurtheilen von Kunstwerken kundgab. Der Rath seiner Gattin war für ihn von hohem Werthe, denn sie lobte nie aus bloßer Artigkeit und tadelte immer in deli-cater Weise. Seitdem die Gattin Grüner's einem Mädchen das Leben geschenkt hatte, trankelte sie und starb im Jahre 1884. Es ist nun rührend, zu sehen, mit welcher Zärtlichkeit der Künstler seine holde kleine Tochter liebt.

Grüner's Bilder begnügen sich nicht mit dem bloßen wahl-losen Nachbilden profanischer Alltagsgestalten oder vom gedanken-losen Zufall geschaffener Situationen, mit welchen sich Hunderte von Genremalern zufriedengeben; Grüner führt in seinen Gemälden Herz und Sinn fesselnde Scenen und mit drastischem Humor charakterisirte Figuren vor. Wäre Grüner nicht Maler, er wäre vielleicht Lustspielbichter geworden; denn in den meisten seiner Bilder herrscht ein vornehmer Lustspielton im Schildern des Komischen; er besitzt auch einen zu soliden Geschmack, um in seinen Bildern je das Possenhafte oder Outrirte aufzutreten zu lassen, obwohl die Verhöhnung hierzu mitunter nabeläge. Seine Mönche sind nie caricirt und gewinnen den Beschauer durch die blendende Lebenswahrheit und durch die beredete Ausdrucks-Plastik, welche so unmittelbar und drastisch zu veranschaulichen, nur ein bedeutender Künstler vermag. Grüner's „Concert“, „Willkommener Gast“, „Picante Lectüre“, „Klosterkuch“ und „In der Klosterküche“, — letzteres kürzlich für das Museum in Königsberg angekauft, — können der Schand eines jeden Prälaten-Zimmers sein. Grüner's Klosterherren sind gutmüthige, frohlebige Menschen, welche neben das Gebet den Genuß, neben die Entschuldigungs-Theorie das verständnißvolle Würdigen der wohlthätigen Gaben von Küche und Keller stellen. In diesem harmlosen Contraste liegt eine komische Spannung, welche unwiderrstlich wirkt.

Weltbekannt ist Grüner's lustiges Genrebild: „Jäger-latein“, welches in Bervielfältigungen seinen Weg selbst bis zu den Feuerländern in Südamerika gefunden hat. In jeder Form wurde auch seine volksbeliebte „Schwere Wahl“ und der „Sonntagsjäger“ vervielfältigt. Sein „Alterthümeler“ erinnert uns daran, daß das Haus des Malers in München selbst einem Museum gleich, welches mit seltenen archäologischen Kostbarkeiten angefüllt ist. Einen guten Theil der alten, stattlichen kunstgewerblichen Objecte aus dem Schloßmuseum Grüner's sieht man übrigens auf manchem seiner Bilder wieder.

Im Winter verjammeln sich bei Grüner in der gothischen Kneipstube, welche u. A. auch dem deutschen Kronprinzen und dessen kunstförmiger Gemahlin ausnehmend gut gefallen hat, an einem Tage der Woche die Freunde des Malers: Professoren, hohe Staatsbeamte, Schriftsteller und Künstler. Grüner wird nämlich seit jeder jenen Gesellschaften aus, in welchen den Grundton der Gelpfliche Reid und Schmähsucht festhalten. Er liebt vielmehr die anregende Conversation tüchtiger Männer

den der Staatsanwalt indes, vorausgesetzt, daß der Vicomte nicht irgend eine Unvorsichtigkeit beginge, für ziemlich aussichtslos erklärte.

„Moralische Ueberzeugung ist noch kein rechtsgiltiger Beweis,“ sagte er, „und ein solcher fehlt uns bis jetzt völlig. Nicht einmal der, übrigens ohne Zweifel gefälschte Taufschein, mit dem das Kind den Leuten übergeben wurde, ist zu beschaffen, — nichts, gar nichts ist vorhanden, an das man sich halten könnte.“

„Aber diese auffallende Aehnlichkeit, der Name Anna, auf den das Kind hörte, und auf den die kleine Vermingen getauft war, das Alter des Mädchens, die Zeit, in welcher es den Franks gebracht wurde, — das sind doch Beweise!“ rief Rudolf. „Und nun vollends, wenn der Vicomte erscheint, die Franks befragt, sie vielleicht zu bestechen sucht, damit sie nichts ausfagen oder die gemachten Ausfagen widerrufen.“

„Dann wäre der Vicomte ein Narr,“ erklärte der Staatsanwalt. „Wenn er nun wirklich erscheint und auf unsere Anschuldigungen erwidert: Was gehen Sie meine Angelegenheiten an? Jenes Kind, das ich den Franks übergab, war das meine, — die Mutter zu nennen, verbietet mir die Discretion; ich brachte es zu den Leuten, im guten Glauben, es würde gut versorgt werden; ich that dafür, so viel ich konnte, da ich es nicht bei mir behalten durfte, — wenn der Vicomte das entgegnet, dann haben wir nicht einmal das Recht, zu sagen: Herr, Sie lügen! Denn wir können ihm durch Nichts, aber auch durch gar Nichts beweisen, daß seine Ausfagen falsch sind.“

Rudolph's Herz zuckte schmerzlich. Er mußte zugeben, daß die Einwendungen des Staatsanwaltes berechtigt waren, und doch stand seine Ueberzeugung von der Schuld des Vicomte so fest, daß er die Hoffnung nicht aufgeben wollte, ein Mittel zu finden, das jenen zum Geständniß zwingen könnte. Wie sehr hätte ein solches Geständniß die Lage Gräfin Else's und ihrer Pflөгe-tochter verändert. Sobald Ada sich in Anna Maria von Vermingen, die Erbin eines großen Vermögens, verwandelte, war für ihre Zukunft gesorgt, und Gräfin Else war frei. Ein leiser Seufzer stahl sich über Rudolph's Lippen. Er vermochte es nicht, mit seinen Gedanken der Auseinandersetzung verschiedener interessanter Rechtsfälle zu folgen, die der Staatsanwalt, an die vorliegenden Fragen anknüpfend, begonnen hatte. Sein Blick schweifte über die auf dem Tische liegenden Zeitungen hin und blieb unwillkürlich auf der Spalte, welche die Namen der angekommenen Fremden enthielt, haften. Mit einer hastigen Bewegung zog er das Blatt an sich.

„Pardon, daß ich Sie unterbreche, Herr Staats-anwalt, aber sehen Sie, welche Entdeckung! Meine Vermuthungen waren doch gegründet: der Herr Vicomte wird selbst das Seinige dazu beitragen, Licht in diese dunkle Sache zu bringen. Da, lesen Sie!“

Er wies auf eine Stelle des Fremden-Registers, und der Staatsanwalt las: „Hotel Bellevue: Herr Vicomte Borant nebst Sohn und Bedienung aus Paris.“

„Das ist stark,“ sagte er kopfschüttelnd. Der Vicomte ist übrigens danach Vater eines Sohnes, und das wird ihn, selbst wenn all Ihre Voraussetzungen zutreffen, noch weniger geneigt machen, die unbequeme Erbtöchter anzuerkennen.“

„Wenn meine Voraussetzungen zutreffen!“ wiederholte Rudolf erstaunt; „können Sie denn an der Wichtigkeit derselben zweifeln? Ich hielt Ihre Bedenken für rein juristischer Natur!“

„Der Mensch ist mit dem Juristen nach und nach ziemlich eng bei mir verwachsen, Herr Baron. Wenn man so viele Erfahrungen gemacht hat, wie ich in meiner Praxis, wenn man gesehen hat, welche seltsame Zufälle oft ein Gewebe spinnen, welches dem scharfsinnigsten Richter die Wahrheit als Lüge und die Lüge als Wahrheit erscheinen läßt, da wird man mißtrauisch gegen die Combinationen, zu denen man nur, durch innere Motive getrieben, verleitet wird. Ich gebe zu, daß man moralisch leicht zu der Ueberzeugung kommen kann, Ihr Vicomte sei schuldig. Dennoch können hier Verhältnisse vorliegen, welche täuschen.“

„Ich muß Klarheit darüber haben, und seit ich weiß, der Mensch ist hier, da ist es mir, als brenne mir der Boden unter den Füßen. Was meinen Sie, wenn wir zu Franks gingen, ihn dort erwarteten?“

„Ich meine, daß er dorthin nicht kommen wird.“

„Oder wenn man ihn direct aufsuchte, ihm das Protocol vorlegte, durch Ueberraschung zu wirken suchte?“

„So würde er uns auslachen oder uns bitten, uns seine Thür von außen anzusehen; und wenn wir ihm zu unbequem werden, wendet er sich an seine Gesandtschaft, und wir haben einen Scandal, der alle Zeitungen füllt, und aus dem, bei unserem völligen Mangel an Beweisen, nicht nur wir als die Compromittirten hervorgehen, sondern auch noch eine junge Dame, gegen die sich doch nichts sagen läßt, als daß sie das Unglück hat, ein Findelkind zu sein. Alles, was wir thun können, ist: die Augen offen zu halten.“

(Schluß in nächster Nummer.)

aus jedem Berufskreise, und auch dieser Umstand ist für Grüner's Eigenart bezeichnend. Was er bisher als Künstler geschaffen hat, machte ihn zu einem der populärsten Maler Deutschlands; wir dürfen aber glauben, daß die Leistungsfähigkeit Grüner's sich, wie bisher, auch ferner in aufsteigender Richtung bewegen wird.

Adalbert Svoboda.

Nachdruck verboten.

Herbstzeitlose.

Von F. Fickler.



abette! Babette!“
„Gnädige Comtesse?“
„Babette, nimm den Brief! Lies! Lies laut, daß die Ohren glauben müssen, was die Augen nicht glauben wollen.“

Die alte Dame war auf einen hochlehni-gen Stuhl gesunken und faltete in seliger Ergebung die Hände.

Babette las: „Theuerste Comtesse Amanda! Ich bin alt geworden. Von jenem ersten, einzigen Kuß, den der weiteroberungsfähige Knabe in einer lauen Frühlingsnacht Ihnen raubte und dafür einen wohlverdienten Backenstreich erntete, bis zu der Stunde, da der Freund an Ihre Thür pocht, ist ein weiter Weg. Meine Loden sind darüber ergraut. In unvergänglicher Jugend aber schlägt das Herz; in unvergänglichem Poeten-Leichtsinne frage ich: wollen Sie Dem ein kurzes Wiedersehen schenken, der durch Sie zum Dichter ward? Im Begriff, einer Einladung Ihres hochsinnigen Landesheeren zu folgen, möchte ich mir von Ihnen, Amanda, den Segen holen zum Eintritt in die kleine, kunstgeweihte Residenz. Wollen Sie den Segen ertheilen? Um vier Uhr trifft der Zug ein; zehn Minuten später pocht ich bei Ihnen an. Wird mir auf-gehan? Julian von B...“

Zwei helle Tropfen fielen auf die blassen Hände der alten Comtesse. Auch ihre Loden mußten ergraut sein; darüber aber lag ein dürftiges, schwarzes Spigen-Tüchlein. „Er fragt, ob ich ihn annehmen will?! Er, der gottbegnadete Dichter, dem ganz Deutschland jubelt, dem die Frauen huldigen, um dessen Haupt unverwundlicher Vorbeer sich rankt? Ich, das alte, verblähte Mädchen, welches kein anderes Verdienst hat, als das eines verstaubten Wappenschildes...“

„D,“ unterbrach Babette ihre Herrin, „ich sehe doch nicht ein, weshalb gnädigste Comtesse sich klein fühlen diesem Herrn gegenüber. Was wäre denn aus dem Dichter geworden, wenn nicht vor zwanzig Jahren der unbekannte Freund sich gefunden hätte, der drängenden Noth abzuhelfen, in die der Herr durch eigene Schuld gerathen? Meine liebe Comtesse aber lebt seitdem, daß jede wohlhabende Bürgerfrau sich dessen schämen müßte, und...“

„Babette,“ zürnte Comtesse Amanda, „Du bist eine treue Dienerin, meine verständnißvolle Freundin; doch nie wirst Du das Wort begreifen: Noblesse oblige. Kein Wort mehr! Und nun an die Arbeit, daß wir das Haus säubern und selbstlich schmücken, dem hohen Gast zu Ehren. Vier Stunden Zeit sind uns gegeben; auf das Diner müssen wir verzichten; dagegen wirst Du für einen exquisiten Thee mit allem Zubehör sorgen.“

Er hatte gelogen, oder doch wenigstens stark übertrieben, wenn er von „ergrauten Loden“ schrieb. Noch deckte köstliches braunes, nur von einzelnen Silberfäden durchwebtes Haar sein Apollo-Haupt. Nicht nur das Herz schlug in unvergänglicher Jugend. Daß diese leuchtenden Augen jemals ihre Kraft verlieren, daß diese Stirn unter dem Drucke des Alters gefurcht werden könne, hielt die Welt, hielten seine vertrauten Freunde und Freundinnen, hielt er selbst für eine Unmöglichkeit. Was war es nur, das die längst verflungene Jugendzeit so mächtig zurücktrieb, daß er die Einladung des kunstsinigen Fürsten hintansetzte und zuvor die Jugendgeliebte aufsuchte, der seine ersten schwärmerischen Gedichte gegolten?

Sin armes Kind bot stumm bittenden Blickes einen vollen Kranz rothblühender Heide ihm dar. Er nahm den Kranz, ein Geldstück glitt in das Hänchchen des Kindes, welches schon, als habe es Unrecht gethan, davon schlich. Aus den kleinen, rothen Wäutchen tönte und summt es in ewiger Jugendlust... „D sah' ich auf der Heide dort im Sturme Dich,“ sang damals die schöne, gefeierte Tochter des Hauses. Sie war auf den Balcon getreten. Ringsum webte die weiche Frühlingsnacht; von der frischen Erde stieg ein Duft und Athmen gen Himmel. Da, zum ersten Male, hatte er im Ueberchwang jugendlich dichterischen Empfindens süße Mädchenlippen berührt. Es war ihm schlecht genug bekommen.

Und heute?
Fürsten und Könige warben um seine Freundschaft, er stand so hoch durch die Gnade der Musen, daß selbst die Peile der Reider und Selbstgerechten ihn nicht trafen. Und sie? Comtesse Amanda? Nun, das mußte sich bald zeigen; er war auf dem Wege zu ihr.

Freilich kam er um eine Stunde früher, als er angezeigt; er hatte sich im Fahrplan geirrt; aber da er das ehemalige Schloß der Geliebten mit einem grünmüranken Häuschen vertauscht fand, konnte das nicht von Belang sein.

D weh, mit welcher unerträglich schrillem Klänge die plebejische Hausglocke läutete; das Ding konnte gar nicht wieder zu Ruhe kommen. Jetzt, — der Moment ist da!

D, zehnmal wehe! Die Jugendgeliebte, so hatte er sich vorgestellt, würde ihm, das seine, durchgeistigte Antlitz von düstigem Schleier umrahmt, freudig die weiße, aristokratische Hand zur Begrüßung entgegenstrecken. Aber Niemand empfängt ihn. Angedunkelte Möbel thürmen sich über einander, von verblühten Vorhängen wirbelt der Staub auf, und etliche Blumen-Basen mit trockenen Niesen-Bouquets scheinen mit boshafter Lüge es sich zur Aufgabe gemacht zu haben, den Eintretenden zu Hall zu bringen. Inmitten aber dieser verblähten Herrlichkeiten steht eine weibliche Gestalt. Eine graue Staubhürsch schützt das einfache schwarze Kleid; ein graues Tuch, unter dem Kinn geknüpft, legt sich über den Scheitel; die Kermel sind zurückgestreift, und der weiße, dürftige Arm, hoch erhoben, schwingt einen Staubwedel.

Minutenlanges, starres Entsetzen auf beiden Seiten. Dann ein zitternder, bebender Schrei, und zwei weiße, magere Hände legen sich auf die Schultern des gefeierten, des aristokratischen Dichters. „Julian! Julian! Bist Du's wirklich? O Verzeihung! Herr von B...“ sind Sie es wirklich?“

So kommt es jubelnd und doch mädchenhaft zagend von den einst so blühenden Lippen.

Er hat sich niedergebückt und streift eine der mageren, weißen Hände flüchtig mit seinen Lippen.



Das Festmahl der deutschen Reichsangehörigen in Wien, am Geburtstage des Kaisers Wilhelm. Von Mitgliedern Gauze.

Wie überall, wo Deutsche waren, so wurde auch in Wien bei Geburtstage des Kaisers Wilhelm von den deutschen Reichsangehörigen festlich begangen, und zwar gefühlvoll sich hier, bei den herrlichen Regierungen jüdischen dem österreichischen und dem deutschen Kaiserthum, die Feier besonders glänzend. Der Abend

bei 22. März sah den großen, prächtigen Saal des Grand Hotel nicht gefüllt; aus einem an der Säulengasse des Saales errichteten Soubrette hielten die Stammesherren der Kaiser Wilhelm und Franz Josef auf die Festversammlung herüber, in der sich auch kammerrätliche deutsche diplomatische Vertreter und Konsulatsbeamte

befanden. In Vertretung des deutschen Reichthums sprangen Reichs her zur Hofkapelle nach Innsbruck geladen war, brachte der kaiserliche Gesandte, Graf Strub-Strenburg, den ersten Toast auf den Kaiser Franz Josef aus, Deutschlands trennen und mächtigen Berufsbereiten. Hieran schloß sich der Trinkspruch auf den Kaiser

Wilhelm, den Patriarchen auf dem Throne, den starken Friedenshort. Eine Reihe weiterer Toaste folgte, unterbrochen von Musikern und patriotischen Liedern. Ein besonders schwingender Spruch wurde so jüdisch, daß die Festversammlung sich wie auf Kommando erhob und „Die Macht am Rhein“ anstimmte.

„Nicht Sie, gnädige Frau, sondern ich habe um Verzeihung zu bitten. Ich werde meinen Besuch zu gelegenerer Zeit wiederholen.“

„Julian! Das dürfen Sie mir nicht anthun! Babette, Babette, wo ist ein gemüthliches Plätzchen in unserem umgestürzten Haushalt?“

„Nirgends.“

„Und ich glaubte, in dieser Stunde den Tempel der Glückseligkeit aufzubauen, dem alle Menschenherzen entgegenzueilen, ohne ihn je zu erreichen.“

Es schimmert feucht in den alten Mädchenaugen. Julian empfindet aber die größte Abneigung gegen Thränen, die einem anderen Quell, als dem seiner Dichtungen entfließen. Darum spricht er mit verbindlichem Lächeln: „Theure Amanda, bauen Sie ruhig weiter an Ihrem Tempel der Glückseligkeit; er wird fertig sein, wenn ich wiederkomme.“

Da schaut sie mit langem, tiefem Blick in seine Seele, und langsam spricht sie: „Keine Unwahrheit, Julian! Sie kommen nicht wieder, ich weiß es.“

Wie gut die „Alte“ seine Gedanken errathen kann, — ihm wird's schier unheimlich. Rasch nimmt er Abschied.

Ohne seines Thuns sich klar bewußt zu sein, wandte Julian seine Schritte zum Thore hinaus. Die niedergehende Herbstsonne lockte, die Beide lag in rothgoldnenem Duff. Es begann in der Seele des Dichters zu singen und zu klingen:

Vom stummen Druck der Hand
Bis zu dem Kusse Deiner leuchtigen Lippen
Ist Alles mein!
Und jeden Blick des Aug's
Und jeden Schlag von Deinem warmen Herzen
Wißt Du mir weih'n!

Ja, Amanda's letzter Blick trug die Schuld, daß er im Banne der Vergangenheit spazieren ging, daß der Fürst, sein hoher Freund, warten mußte auf den Gast. Weit, weit lag jene Frühlingnacht zurück. Seltsamer Wechsel: der ungestüme, wilde Knabe, über dessen zerrissener Jacke die Mutter weinen konnte, weil das Budget zu einer neuen nicht reichte, stand, von Glücksgütern umgeben, auf den „Höhen der Menschheit“, — und Amanda, das verwöhnte Kind der Aristokratie, stäubte eigenhändig verblasste Polster ab. Den Wechsel in seinem Leben bezeichnete jene Stunde, da vor zwanzig Jahren die Pistole in seiner Hand lag; ein Brief mit fünf Siegeln ward der Ketter; ein „unbekannter Freund“, der nie den Schleier löstete, hatte ihn gesandt.

Was brachte doch den minder günstigen Umschwung in Amanda's Leben hervor? Bah, es thut nicht gut, eine alte Jugendgeliebte aufzuluchen; man wird schwermüthig. Und doch, der Blick, der letzte Blick!

Nach zwei Stunden stand Julian abermals vor dem kleinen, grünen Hause. Hier traf er mit Babette zusammen, die, ein Körbchen am Arme, an ihm vorüberzuschlüpfen wollte. Er erkannte an dem ziellichen Gang die einstige gräßliche Gärtnerstochter.

„Babette! Auch Du treue Seele bist noch zu haben?“

„Sehr gütig, daß der gnädige Herr Dichter sich meiner erinnern“, kitzte Babette schnippisch. Seine Gedanken flogen weiter, seine Stimme trug tiefen, herzenswarmen Ton:

„Babette, wie konnte der Wandel geschehen?“

Die alte Dienerin sah dem vornehmen Herrn voll in's Gesicht und erwiderte: „Nun, wir haben ein Mal den „unbekannten Freund“ gespielt.“

Es ward hell in seiner Seele. Einen Moment mußte er vor dem blendenden Lichte die Augen schließen, dann — „zu ihr, zu ihr!“

Der Odem festlicher Freude wallte durch Comtesse Amanda's Zimmer; die lezten Gluthstrahlen der Sonne durchzitterten den Raum und woben eine leuchtende Krone über dem Haupte der Bewohnerin. Im dunklen Seidenleide, die seinen Handgelenke und den Hals von weichen Spitzengeweben umschloßen, stand sie vor dem Gaste. Lange, lange verweilte sein Mund auf ihrer weißen Hand. Unter mädchenhaftem Erröthen entzog sie sie ihm endlich. O, wie stand dieses Erröthen dem blaffen Gesichte so gut, und — wahrlich, das Haar trug noch sein volles, goldiges Blond. „Amanda, an Ihnen hat die Zeit ein Wunder gethan; Sie sind schöner geworden!“ Noch war der Schmerz um den ersten verunglückten Empfang nicht überwunden; sie wehrte mit schüchtern glücklichem Lächeln ab und führte ihn an den zierlich bereiteten Theistisch.

Hier saßen sie nieder. Mit Grazie waltete Amanda ihrer Hausfrauen-Blicke; o, sie hatte nichts eingebüßt von den reizvollen Bewegungen der Jugend, nur lag jetzt ein süß elegischer Hauch über ihnen, wie er alternden Jungfrauen eigen ist. Julian's Lippen schlürften den aromatischen Trank, sein Auge trank Entzücken aus jeder Bewegung der Geliebten, seine Seele wiegte sich in Träumen.

Dann plauderten sie wie zwei glückliche Kinder, von Vergangenheit und Gegenwart. Julian mußte erzählen aus dem künftlerischen Leben der Hauptstadt, von seinen Erfolgen, von seinen Triumpfen. „Wie viele Lorbeerkränze hängen in Ihrem Boetenheim?“ fragte Amanda, und da war es an Julian, in Verlegenheit zu erröthen. Dann lachten Beide, und Julian sprach mit tief bewegter Stimme:

Vom stummen Druck der Hand
Bis zu dem Kusse Deiner leuchtigen Lippen
Ist Alles mein!
Und jeden Blick des Aug's
Und jeden Schlag von Deinem warmen Herzen
Wißt Du mir weih'n!

Die alternde Geliebte hatte das Fundament zu seiner geübten Existenz mit Aufopferung des eigenen Selbst gegeben; nie, nie konnte Julian anders ahnen, als in Dankbarkeit für

die edle Frau. Sie war noch schön, begehrenswerth; es dünkte ihm ein hohes Glück, die Geliebte an seine Seite zu ziehen, ihr in Liebe zu vergelten. O, Julian hatte tausend treffliche Gefühle und Gedanken.

Nun führte sie ihn in ihr „Boudoir“, ihr Allerheiligstes. Der Flügel stand in der Mitte, aufgeschlagen ein Lied von ihm. Und darüber, aus kostbarem Rahmen, schaute sein Bild herab, von einem frischen Kranze rothblühender Heide geschmückt. Seitwärts aber, neben dem Ruhebett, von mächtigen Blattpflanzen umrahmt, standen die Werke von Julian von W. . . . von den ersten „Gedichten“ bis zu dem neuesten Epos in zwanzigster Auflage, — alle mit Spuren lebhaften Gebrauches.

Ein Engel flog durch den Raum.

„Amanda, geliebtes, herrliches Weib, sei mein! Dir allein gehörte jeder Schlag meines Herzens, Dir allein habe ich gesungen und gebichtet. Sei mein!“

So sehte Julian und wollte die Geliebte umfassen. Mit selig verklärten Blicken, als habe sie eine Himmelsbotschaft vernommen, stand Amanda; die eine Hand hielt das mächtig pochende Herz, die andere lag auf Julians Scheitel. Nur eine halbe Minute.

„Ich danke Dir, Julian, für die süßen Worte; sie thun dem dürstenden Herzen wohl. Geh' nun, Geliebter; vergiß, was eben Deinen Lippen entfloß. Die Wallung einer schönen Stunde darf Dir kein Band schlingen, welches nach wenigen Tagen schon zur unerträglichen Fessel würde. Den Dichter werde ich ferner lieben, den Menschen aber nicht wiedersehen. Geh' nun, — der Fürst erwartet Dich.“

Und er ging. Nach einer Stunde bereits flammte das geistige Sprätfeuer Julians an der heiteren Tafel des Fürsten.

Kaiser Joseph II. verläßt am 12. April seine Hauptstadt Wien, um die Reise nach Cherson anzutreten, wo er, wie wir bereits wissen, mit der Kaiserin Katharina II. von Rußland zusammentreffen wird. Die Reise, für deren glückliche Vollendung in allen Kirchen Wien's gebetet wird, führt zunächst nach Olmütz, von dort nach Lemberg, wo der Monarch am 18. April eintrifft, und weiter nach Brody. Da von dieser Stadt aus die Gebirge und häufigen Flußübergänge vermieden werden sollen, muß der Weg einige Tage über türkisches Gebiet zurückgelegt werden. Voller Aufmerksamkeit sendete der Großherr von Konstantinopel, obwohl er doch weiß, daß aus dieser Kaiserfahrt für ihn nichts Gutes erwachsen kann, eigene Wegekommisarien, die über die Sicherheit und Bequemlichkeit der Straßen wachen sollen. Für die Sicherheit sorgt überdies die eigene Begleitung des Kaisers; sie besteht aus einem Gefolge von etwa hundert Personen und einer Bedeckung, zu der fünfzig der größten und schönsten Grenadiere aus verschiedenen Regimentern auserwählt wurden.

Vor seiner Abreise gab der Kaiser noch den Behörden von Triest zu wissen: er beharre bei seiner Entschliessung, daß in seinen Erbländern in Zukunft alle Prozesse in deutscher Sprache vorzutragen und zu untersuchen seien. Während die „Italianissimi“ sich mit dieser Entscheidung begnügen müssen und den Richtern und Advokaten italienischer Abstammung nur die Wahl bleibt, Deutsch zu lernen oder ihr Amt niederzulegen, glauben die österreichischen Niederlande die Abwesenheit des Kaisers für ihre Sonderzwecke auszunützen zu können. Am 27. April verweigern die Stände von Brabant die Subsidien, bis die von Joseph II. befohlenen Neuerungen wieder aufgehoben seien, und in der That haben die Stände den Erfolg, daß das General-Gouvernement vorläufig alle Forderungen bewilligt. Auch der Kaiser muß später nothgedrungen seine Zustimmung geben.

Doch auch Erfreuliches zeitigt die Reise des Monarchen. Eine Anzahl Wiener Bankiers vereinigt sich zur Begründung einer „Wasser-Diligence“, welche Wien mit Gallatz, Konstantinopel und Cherson verbinden soll: „Man wird also Waaren aus der Türkei und den russischen Provinzen, auch aus Kleinasien, auf der Donau bis Ulm fahren sehen.“ Als literarisches Ereigniß verzeichnen wir, daß Wieland für seine, dem Fürsten Kaunitz dedizierte Uebersetzung der Horazischen Satiren eine Porzellan-Dose mit dem Bildniß des Kanzlers als Ehren-gabe erhält, und ferner erwähnen wir, daß am 23. April Johann Christian Schubart, Obler von Klee-feld, aus dem Leben scheidet, jener verdienstvolle Mann, der durch Einführung des Klee-, Krapp- und Tabakbaues eine neue Epoche in der deutschen Landwirtschaft begründete.

Auf gewerblichem Gebiete wird aus Wien eine wichtige Erfindung berichtet: Gegen das bescheidene Honorar von einem halben Souverain giebt eine Person Unterricht, zwei Strümpfe zu gleicher Zeit zu stricken, und zwar mit den gewöhnlichen fünf Stricknadeln, „sobald man damit auch in Gesellschaft arbeiten kann.“ Wie schade, daß diese bedeutsame Erfindung im Laufe des Jahrhunderts wieder verloren gegangen ist! Doch das ist ja das Los vieler Errungenschaften der Wissenschaft und Technik, wie uns ein Blick in die Verzeichnisse neuer Erfindungen lehrt, welche die Kalender und Almanache von 1787 veröffentlichen. Wo ist, um aus der Fülle des Erstämlichen nur das Bedeutendste heraus zu greifen, jene Fallschirm-Nägel geblieben, mit welcher auf dem Kopfe man, nach Angabe des Erfinders, getrost fünf Stockwerke hoch aus dem Fenster steigen konnte, ohne eine unsanfte Niederkunft befürchten zu müssen? Wo die Maschine jenes Mechanikus in Aispach, die Feuer ohne Wasser zu löschen vermochte? Für schände hundert Ducaten wollte er sein Geheimniß verkaufen, aber dem fargen achtzehnten Jahrhundert war eine Erfindung zu theuer, welche die Affecuranzen von heute mit Millionen aufwiegen würden. Wie wichtig wäre ferner für die heutige reiseflustige Zeit das lederne, bequem in der Jagdtasche zu bergende Schiff des Herrn Turquin, in welchem Jeder, der über einen Fluß zu schwimmen hat, seine Kleider trocken an's Ufer bringen kann. Welche Unsummen Geldes ließen sich damit in jenen Gegenden sparen, wo es noch einen Bräutigam giebt! Und jene Damen, die um die Hartheit ihres Rosenmündchens besorgt sind, mögen tiefes Bedauern empfinden, daß die Futterale des Herrn Arnaut in Paris, welche die Lippen vor Anschwellung und Sprödigkeit schützten, von dem Strome der großen Revolution mit fortgeschwemmt worden sind. Nur drei Francs kostete das Paar dieser nützlichen Lippenkühner. Zweifelsicht erscheint es uns indessen, ob nicht der „Kgl. Großbritannische Genealogische Kalender“, der von obigen Dingen mit größtem Ernst berichtet, sich einen Scherz erlaubt mit jenem „Gelehrten aus Böhmen“, welcher die Kunst, auf Stelzen zu gehen, durch Erfindung einer „Doppelstelze“ vervollkommen hat. Denn schon vor hundert Jahren gab es Gelehrte, die den Gang auf Stelzen vor der natürlichen Fortbewegung bevorzugten.

Einen eigenthümlichen Schluß auf das gesellschaftliche Leben der Zeit läßt uns eine besondere Einrichtung der Almanache und Kalender ziehen. Während die Kalender von heute Raum zur Aufzeichnung wichtiger Daten oder nützlicher Dinge gewähren, enthalten diejenigen vor hundert Jahren — Spieltabellen zum Eintragen der Gewinne und Verluste. Unseren Vorfahren war, obwohl sie den mütterbederbenden Stat noch nicht kannten, das Kartenspiel ein süßes Laster, dessen auch die Frauen gern sich schuldig machten, oder vielmehr, ein Laster wurde nur in der Uebertreibung des Spieles gefunden, und dieser zu steuern, sollten eben die Tabellen zur Berechnung des täglichen und monatlichen Gewinnes und Verlustes dienen. Die Tabellen waren, wie es in der „Pandora“ von 1787 heißt, „zur Bequemlichkeit für Herren und Damen, die aus Pflicht oder Neigung täglich spielen.“ Als einen besonderen Vorzug des Spieles



Nach Stichen von Duhamel im „Magazin des Modes vom April 1787“.

Nachdruck verboten.

Vor hundert Jahren.

April 1787.

Von Ernst Schubert.

Das große Ereigniß vom April ist in Frankreich der Sturz des Finanz-Ministers Calonne. König Ludwig vermag seinen Minister, der, um die königlichen und, wie man sagt, auch die eigenen Taschen zu füllen, so lange allen Stürmen der öffentlichen Meinung widerstanden hat, vor dem allgemeinen Unwillen nicht länger zu schützen, und so erhält Calonne am Spätabend des 8. April ein Schreiben des Königs, das ihn auffordert, seine Stelle niederzulegen. Calonne hat gerade, als das Schreiben anlangt, eine Anzahl Freunde bei Tisch; allein er weiß sich zu beherrschen, und seiner feiner Gäste ahnt, daß der Hausherr, der beim Schäumen des Beckers aufgeräumt dem je erscheint, bereits eine gefallene Größe ist. Mit Stimmern berichten die deutschen Blätter von den Vorgängen in Frankreich, und eigenthümlich berührt es uns Epigonen, wenn wir hierbei jenes Wort gebraucht sehen, das einen so furchtbaren Klang erhalten sollte: „Diese Revolution hat ihren Ursprung aus der Versammlung der Notabeln, in welcher die Gemüther seit Kurzem in solcher Gährung waren“ u. s. w. Noch im Falle erweist sich der gestürzte Minister einem seiner schlimmsten Gegner verderblich: Necker, der auf die Angriffe Calonne's eine Rechtfertigungs-Schrift herausgegeben, wird auf eine Entfernung von zwanzig Meilen in Ankreise aus Paris verwiesen, weil er die Schrift ohne königliche Genehmigung hatte drucken lassen.

Der Nachfolger Calonne's als General-Controleur der Finanzen wird Herr Bouvard de Fourqueux, ein Mann, der im Anse tadelloser Rechtschaffenheit steht, aber nicht viel mehr als diese Eigenschaft in sein schwieriges Amt mitbringt. Immerhin besitzt er das Vertrauen des Königs, und als Fourqueux eines Tages, nach einer Conferenz mit dem Monarchen, in dessen Zimmer seine Tabakdose vergißt, sagt Ludwig XVI, der sonst nicht eben reich war an witzigen Einfällen, zu seiner Umgebung: „Dies ist das erste Mal, daß ein General-Controleur mir etwas gelassen hat.“

rühmt die „Pandora“ noch, daß es manchen Mann von Verstande, der sich in Gesellschaft lieber mit klugen Köpfen unterhält, auf einige Stunden von dem hohlen Geschwätz der Spielwüthigen Geden erlöset!

In Berlin scheint man sich mit dem Kartenspiel allein nicht begnügt, sondern dem Gott Hazard noch in mancher anderen Form geopfert zu haben. Denn so erklären wir uns wohl die im April verfügte Erneuerung des Edictes gegen die Glücksspiele aller Art. Den Arrangeur solcher Spiele trifft eine Geldbuße von hundert bis tausend, die Mitspieler eine solche von fünfzig bis dreihundert Ducaten, beide Parteien bei Zahlungs-Unvermögen längere Festungshaft; Beamte, die dem Glücksspiele fröhnen, verfallen unrettbar der Kassation. Und diese Bestimmungen gelten nicht bloß für die bereits bekannten Hazardspiele, sondern eine weiße Regierung behnt ihre Fürsorge für die leichtfertigen Unterthanen auch auf die Zukunft aus und verordnet die genannten Strafen gegenüber allen Glücksspielen „mit Karten, Würfeln oder andere Zeichen, sie mögen bereits erfunden sein oder noch erfunden werden.“

Nachdruck verboten.

Schöne Hände.

Von Eufemia Gräfin Ballestrem.

Hast Du, verehrte Leserin, nicht schon oft sagen hören, wenn Du die schönen Hände dieser oder jener Bekannten rühmtest: „Die kann wohl weiße Hände haben, denn die rührt daheim keine Arbeit an!“ Und wurde diese Bemerkung dann nicht mit verächtlichem Lächeln begleitet und mit einem Blick der Sprecherin auf ihre eigenen ungepflegten, rauhen oder verbrannten Hände?

Ja, natürlich, denn wer bei uns sich darauf steift, eine echte, rechte deutsche Hausfrau zu sein, bildet sich ein, es gehöre dazu auch das äußere Aushängeschild einer Hand, welche deutlich von grober Hausarbeit redet und die wirtschaftlichen Tugenden ihrer Besitzerin rühmen soll.

Nun kenne ich aber viele gut deutsche Frauen, welche sich daheim nicht scheuen, ihre Hände in kaltes oder warmes Wasser zu tauchen, einen ruhigen Topf vom Kochherde zu ziehen, zu plätten, Staub zu wischen, gelegentlich zu zeugen, wie man dies und jenes Stück wäscht, zu lochen und zu baden, und deren Hände dennoch keine Spur jener Beschäftigungen aufweisen, deren Kenntniß keiner guten Hausfrau abgehen darf, — und das ganze Geheimniß dieser schönen Hände, die daheim schaffen und arbeiten, liegt in ihrer Pflege.

Natürlich besitzt nicht Jedermann Hände, deren Form Malern und Bildhauern zum Modell dienen kann; aber gute Pflege macht selbst eine häßlich geformte Hand zu einem angenehmen Anblick, während eine vernachlässigte Hand auch in ihrer schönen Form abtödt. Es ist eine Thatsache, daß man unwillkürlich die Hand der Person betrachtet, mit der man sich im Gespräche befindet, und ist diese Person eine Dame, so wirkt nichts angenehmer und ästhetischer, als wenn der Anblick ihrer Hand den angenehmen Eindruck der Persönlichkeit selbst erhöht und befestigt; dabei braucht diese Hand nicht einmal den Formgesetzen der Schönheit zu entsprechen, wie wir ja oft die unregelmäßigen Gesichtszüge der Einen dem klassischen Profil der Anderen vorziehen. Wir finden bei den Frauen der südlichen Länder die bestgeformten, bei den Engländerinnen aber die bestgepflegten Hände. Ich habe schon große Hände mit knorpeligen Knöcheln und häßlichen, plumphen Fingerpitzen gesehen, die dennoch nicht als abstoßend aufstießen, weil sie gut gepflegt waren. Natürlich war die Besitzerin dieser Hände eine Ausländerin; denn eine Deutsche würde sich die Mühe nicht nehmen, jene einfache und geringe Pflege, die sie in den Verdacht bringen könnte, eine schlechte Hausfrau zu sein, auf sich zu wenden, — und doch nimmt das schädliche, unschöne und widerwärtige Pubern und Malen des Antlitzes, das auch viele deutsche Frauen nicht verschmähen, mehr Zeit in Anspruch, als jene geringe Sorgfalt für die Hände, in denen geistreiche Männer oft den Ausdruck des Charakters sehen wollen.

„Wie der Herr, so's Gescherr,“ sagt ein ländliches Sprüchwort, und man könnte es auch „wie der Herr, so die Hand“ übersetzen. Nichts aber zielt die Frau mehr, als eine sorgfältige Pflege ihrer Haare, ihrer Zähne und ihrer Hände. Diese drei Hauptpunkte der Toilette werden selbst die Unschönsten angenehm für ihre Umgebung und den Verkehr machen, ja, es ist geradezu die Pflicht der Frau, in diesen Dingen Sorgfalt zu üben, ohne daß dabei ein Schimmer von Eitelkeit mit im Spiele zu sein braucht. Sammet und Seide und all jene übertriebenen Geschmacklosigkeiten der Mode, die man leider so oft zu sehen bekommt, gehören nicht zur Vervollkommnung einer Dame; die einfachste Toilette, welche mit der Mode geht, und ein wohlgepflegtes Aeußere sind erforderlich, die Frau von Erziehung zu kennzeichnen.

Vor Allem: man verschmähe jede Kosmetik; die beste, die unschuldigste ist immer noch schädlich. Hat die Hand gearbeitet, so reinige man sie sorgsam mit dem weichen Waschwasser der Stuben-Temperatur, denn warmes Wasser macht die Haut bald für die Dauer roth und rissig. Nachdem man auch die Nägel mit Seife, — gute, milde Toiletten-Seife, niemals aber Wäsche-Seife, — und einer Bürste gereinigt, nehme man etwa zehn bis zwölf Tropfen bestes, unparfümirtes Glycerin auf die noch nasse Hand, reibe es gehörig ein und trockne dann erst ab, wobei man mit dem Handtuche das Fleisch an den Nägeln gut zurückstößt; etwa eingerissene Nägel muß man abheilen. Derselbe Aufmerksamkeit widme man den Nägeln stets beim täglichen Waschen der Hände, wende das Glycerin aber nur an, wenn die Hände wechselnder Temperatur, Küchen- und Plättchen-Hitze oder sonstigen Hausarbeiten ausgefetzt waren. Spröde, springende Nägel reibe man täglich mehrmals gründlich mit Goldcream ein; auch giebt es dagegen wirksame Nagel-Pulver. Durch diese geringen Aufmerksamkeiten, die weder viel Zeit noch Geld kosten, lassen sich in kurzer Zeit die erfreulichsten Resultate erzielen. Und wie auf die Hand, so soll man auch auf den Handschuh achten, denn er kennzeichnet auf der Straße und in Gesellschaft die Dame. Schmutzige, in den Nähten getrennte, zerrissene Handschuhe, oder solche mit fehlenden Knöpfen und eingerissenen Knopflöchern, verderben die beste Toilette gerade so gut, wie schlechte Schuhe mit schiefgetretenen Abjagen.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

In der Klosterküche. Von Eduard Grünher. Siehe das Bild, Seite 152 und 153. — Freude ist eingelehrt in die Klosterküche, denn der Ketter aus schweren Aengsten ist erschienen. Etliche Tage schon war der Bruder Küchenmeister in Sorgen umhergegangen, ob die Tafel seines lieben Klosters bei dem angefordigten Besuche des befreundeten Prälaten auch mit Ehren bestehen werde. Wohl boten See und Weiber herrliche Fische, und prächtiges Gemüse reichte der Klostergarten in reicher Fülle dar; aber es galt auch, dem Gaste ein schönes Stück Wildpret vorzusetzen, wie er es ja besonders liebt. Ja, wären noch die alten Zeiten, wo Niemand etwas darin fand, wenn die Klosterherren selbst sich mit dem Jagdgeräth ausrüsteten und frühlich auf die Pirsch gingen, — aber das ist heute nicht mehr statthaft. Da muß man sich schon an die Waldmänner von Beruf halten, obwohl das rechte Schalksgesellen sind. Prahlten hinter dem Krüge Allerlei von ihren Heldenthaten, ihrem sicheren Schusse, ihrem unübertrefflichen Spürhunde, — aber wie viel oder, besser, wie wenig davon wahr ist, weiß der liebe Himmel. Wird der alte, durchtriebene Grünrock wohl diesmal Wort halten, daß nicht der gute Ruf der klösterlichen Tafel in Schaden geräth? Indem bei diesem Gedanken ein schwerer Seufzer die Brust des Bruder Küchenmeisters hebt, erschallt von draußen her ein munterer Juraus, — wahrhaftig, da ist er, mit reicher Jagdbeute beladen! Ein paar Junghasen, bei deren bloßem Anblick einem schon das Wasser im Munde zusammenläuft, breitet er auf dem Tische aus, stolz, wie ein Triumphator, die allgemeine Bewunderung in Empfang nehmend. Gern läßt er sich's auch gefallen, daß der Bruder Kellermeister, — die rubinfarbenen angehauchte Nase unter der Brille verräth deutlich sein Amt, — im Vorgeschnack der Wonne zärtlich den Arm um seine Schulter schlingt. Wohl erhält der Grünrock vom Bruder Sedelmeister einen guten klingenden Lohn, aber der Bruder Küper hat einen noch besseren. Im äußersten Winkel des Kellers, da liegt ein Fäßlein mit einem Weine, wie man ihn eben nur im Kloster trinkt. Und wenn der gute Bruder, — eine weinehrliche Haut, wie es keine bessere auf Erden giebt, — besonders gut aufgelegt ist, holt er wohl gar ein Fläschchen oder zwei von dem verstaubten Grünsiegelgelten hervor, über den überhaupt nichts in der Welt geht. Schade, daß man im Klosterkeller nicht auch singen darf, dann wäre das Fest vollständig. Aber leise summen darf man doch, so leise, daß auch der Bruder Kellermeister die Worte nicht versteht; denn auch der würde sich daß entsetzen und sich bekreuzigen, wenn er verstünde, was der Grünrock zum Dank für den edlen Tropfen in den Bart brummt:

Und wollt' ein Dirnlein sein,
Mir gar die Schenklin sein,
Mir wär's, als schwämmen Rosen
Wohl auf dem süßen Wein.

Dieses neueste Werk Eduard Grünher's wurde vom Museum zu Königsberg i. Pr. angekauft.

Fr. G.



Berlin. — Die Kaiserin Augusta verehrte ihrem erlauchtem Gemahle zu seinem neunzigsten Geburtstage eine mächtige Bronze-Vase, die von Professor Albert modellirt und mit Reliefs geschmückt, am Fuße die Zahl „90“, von einem Lorbeerkranz umgeben, zeigt. Die Vase wird im Parke von Sabelsberg aufgestellt werden. — Das schwedische Kronprinzen-Paar spendete dem hohen Herrn ein Aquarell-Bild, welches die beiden Kinder des jungen Paares, mit dem vor einiger Zeit vom Kaiser geschenkten Hunde spielend, darstellt. Die Kronprinzessin Victoria von Schweden überreichte dem Kaiser auch persönlich die Glückwunsch-Adresse der in Stockholm wohnenden Deutschen.

Wien. — Einem traurigen Schicksale ist die Herzogin Thyra von Cumberland verfallen. Nachdem sie schon seit längerer Zeit schwer nervenleidend gewesen, mußte sie am 21. März der Privat-Irrenanstalt des Professors Leibesdorf in Ober-Döbling überwiesen werden. Schon vor mehreren Monaten hatten sich bei der hohen Frau Anzeichen großer Nerven-Überreizung eingestellt, die man indessen nicht für bedenklich erachtete; die Krankheits-Erscheinungen wiederholten sich jedoch, sobald bald über die wahre Natur des Uebels kein Zweifel übrig blieb. Die Herzogin wurde zeitweilig trübsinnig und brütete Stunden lang wortlos vor sich hin, ohne auf ihren Gemahl oder auf ihre Kinder zu achten, wenn diese erschienen. Dann wieder zeigte sich die Kranke erregt, und in solchen Momenten befahl sie, Personen aus ihrer Umgebung, die sonst der größten Gunst sich erfreuten, sofort aus dem Schlosse zu entfernen. Andere Male wieder ertheilte sie der Dienerschaft Weisungen, die entweder gar nicht ausgeführt werden konnten oder solcher Art waren, daß sie nur einem kranken Gehirn entsprungen sein mußten. Die Aerzte, die aus Wien nach Gmunden berufen wurden, erklärten nach einer kurzen Beobachtung, daß eine Leberfieber-Entzündung nach Wien angezeigt erscheine. Diese erfolgte auch, und man stellte den Versuch an, die Herzogin in der Cumberland'schen Villa in Diebing zu behandeln. Allein bald erwies es sich als nöthig, die Kranke in die obengenannte Heilanstalt zu bringen. Hier hat zu ihr, außer den Wärterinnen, nur der Leibarzt, Professor Braun, und eine Diaconessin von hohem Adel, Schwester Elisabeth, Zutritt.

— Einen interessanten Vortrag über die „Stellung der Frau in Natur und Leben“ hielt zu Gunsten des Goethe-Denkmal-Fonds Professor Dr. Ludwig Büchner, der bekannte naturphilosophische Schriftsteller. Der Redner bekannte sich als einen entschiedenen Anhänger der Frauen-Emancipation. Nachdem er in allgemeinen Zügen die Lage der Frauen im Alterthum und im Mittelalter geschildert hatte, wo gerade im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert, in der Blüthezeit des Minne- und Ritterdienstes, die Frauen am meisten unter der Tyrannei zu leiden hatten, besprach er eingehend das Frauenleben in Amerika. Die neue Welt sei das Eldorado der Frauen, nicht weil es dort um eine Million mehr Männer gebe, als Frauen, sondern weil ihre Stellung überhaupt in keinem andern Lande höher geachtet werde, als dort. Die Ursache dieser hervorragenden Stellung liege theils in dem republikanischen Geiste der Amerikaner, theils

in der gemeinsamen Erziehung beider Geschlechter. Dieses System bringe, wie Professor Sneyft auf Grund gesammelter Erfahrungen sagte, eine Menge Vortheile, während die befürchteten Nachtheile sich nicht einstellen. Professor Büchner widerlegte hierauf die wider die Frauen-Emancipation erhobenen Bedenken. Allerdings könne er nicht verschweigen, daß die Frauen verhältnismäßig weniger Stirn-, dagegen mehr Scheitelhaute haben, als die Männer, woraus man den Schluß ziehen könne, daß die Frau vermöge ihrer anatomischen Beschaffenheit mehr für das Gefühlsleben, der Mann mehr für die Verstandesthätigkeit angelegt sei; auch müsse er auf die Gefahr hin, sich die Feindschaft der Damen zuzuziehen, gestehen, daß Logik und Verstandeshärte nicht die starke Seite der Frauen bilden. Diese geistige Inferiorität der Frauen sei aber nicht die Ursache, sondern die Folge ihrer bisherigen untergeordneten Stellung. Professor Büchner führte dann aus, er sei für die Gestattung einer vollkommen freien Concurrenz zwischen den beiden Geschlechtern und für die Beseitigung aller Hindernisse, welche der freien Entfaltung der geistigen und physischen Kräfte der Frau entgegenstehen. Dies wäre ein großer Vortheil für die menschliche Gesellschaft. Er sei weit entfernt davon, die Frau ihrem natürlichen Wirkungskreise entreißen zu wollen; aber man müsse den Rechten jener Frauen gerecht werden, welche ehelos oder Witwen sind und ein höheres geistiges Streben einer Ehe vorziehen. Man müsse sich daher daran gewöhnen, schloß Professor Büchner seinen Vortrag, die weibliche Menschenseite auf die gleiche Stufe mit den Männern zu stellen.

Paris. — Prinzessin Mathilde Bonaparte hat dem berühmten Historiker Hippolyte Taine, mit dem sie bisher in regem Verkehr stand, die Freundschaft gekündigt. Bevor Taine in der „Revue des Deux Mondes“ seine Artikel über Napoleon I. veröffentlichte, sprach sie mit ihm über diese Arbeit und sagte, das abfällige Urtheil Taine's über ihren Dheim kennend: „Ich kann natürlich nicht so hart, wie Sie, einen Mann beurtheilen, ohne den ich vielleicht Pomeranzen-Händlerin im Hafen von Ajaccio wäre. Aber ich schätze mich glücklich, Sie zu meinen Freunden zu zählen, und ich verlasse mich auf Ihren Rath.“ Einige Wochen verstrichen, der erste Artikel erschien, und die Prinzessin verhehlte ihrer Umgebung nicht die Unzufriedenheit, die sie über denselben empfand. Dann erschien auch der zweite, und jetzt führt die Tochter des Königs von Westfalen nach der Wohnung Taine's, um bei seinem Portier eine Karte mit „P. P. C.“ (pour prendre congé) abzugeben.

Wir berichteten vor einiger Zeit, daß Madame de Ruete oder, wie sie aus Ihrer früheren Ehe besser bekannt ist, Madame Kattazzi, zu einer vierzehntägigen Gefängnißstrafe verurtheilt worden war, weil sie in ihrer Zeitschrift „Matinées espagnoles“ das Andenken des verstorbenen spanischen Dichters Guell y Rente beschimpft hatte. In der zweiten Instanz wurde die Strafe in eine Geldbuße von fünfhundert Francs umgewandelt. Madame Kattazzi dankte diese Milde den Ehrenerklärungen, welche sie in ihrem Blatte sowohl dem gekränkten Dichter, wie dessen Söhnen, den Malagern, gegeben hatte.

Die von der Vereinigung der Malerinnen und Bildhauerinnen veranstaltete Ausstellung füllte im Industrie-Palaste drei große Säle und wies mehr als dreihundert Werke auf. Darunter befand sich viel Mittelgut und sogar Einiges, das in einer öffentlichen Ausstellung nicht hätte vorgeführt werden sollen; aber diese Mängel traten in den Schatten vor einer hübschen Anzahl ganz ausgezeichnete Werke. Durch treffliche See-Stücke that sich wieder Mademoiselle La Villette hervor, während das Portrait-Fach namentlich durch die Damen Giraud und Joannis gut vertreten war. Besondere Anerkennung fand ein figurenreiches Gemälde von Madame Buchet, einen Saal im Musée Cluny mit zahlreichen Besuchern darstellend. Das Genre war nur schwach vertreten, doch verdient hier der „Geizige“ der Madame de Gool als eine tüchtige Leistung erwähnt zu werden.

Die Coulißen-Geheimnisse des Circus, sowie sie jüngst in diesem Blatte das Articulchen „Circus-Probe“ andeutete (Nr. 9), wurden indiscreter Weise vor dem Pariser Gericht entschieden. Vor den Schranken erschien Kala Damajanti, die indische Schlangenbändigerin der Folies-Bergere, unter der profanen Anklage des Betruges. Wir erwähnen gleich, daß die große Zauberin freigesprochen wurde und nur infolge einer Personal-Verwechslung zu der Beschuldigung gekommen war; aber dennoch ging sie schwer gedemüthigt aus dem Prozesse hervor, denn vor den unerbittlichen Richtern mußte sie das orientalische Frachtgewand des Namens abstreifen und betennen, daß sie als schlichtes Fräulein Emilie Poupon am 4. Juli 1861 zu Nantes, einem Dörfchen im Jura, geboren sei. Zur wirksamen Entkräftung der Anklage erzählte sie auch ihren ganzen Lebenslauf. In Petersburg, wohin sie eine französische Familie als Erzieherin begleitet hatte, sah sie 1881 im Circus einen Künstler, Palmer mit Namen, der das Meisterstück vollführte, an der Decke, mit dem Kopfe nach unten, wie eine Fliege einherzuspazieren. Dieser seltene Mann gewann ihr Herz und ihre Hand. Er lehrte sie das Schlangen-Bändigen, in welchem sie es im Laufe der Jahre zu einer solchen Vollkommenheit gebracht hat, daß acht gewaltige Exemplare der Spezies boa constrictor blindlings dem Wille ihrer Herrin gehorchen und Dinge vollführen, zu denen bisher noch nie eine Schlange erzogen worden. So trägt denn der ursprüngliche Beruf der Mademoiselle Poupon, verehelichten Palmer, Früchte, wie sie wohl noch nie im Unterrichtsfache erzielt worden sind.

London. — Schwere hat unter den Zwangsmahregeln der irischen National-Liga die Gräfin Kingston auf ihrem Besitzthume Richelston zu leiden. Die Gräfin nebst allen ihrem Beamten, Dienern u. s. w., gegen hundertfünfzig Personen, ist in die Acht erklärt worden. Niemand spricht mit diesen „boycottirten“ Leuten; kein Krämer, kein Fleischer, kein Bäcker verkauft ihnen auch nur für einen Heller Waare. Ein Agent der Gräfin mußte deshalb extra für diese verwehnten Leute einen Laden errichten, aus dem sie die Bedürfnisse des Lebens beziehen können. Der Rechtsanwalt der Gräfin wurde in den Bann gethan, sobald er sich jezt aller anderen Klienten beraubt sieht. Ein Vigilanz-Comité der National-Liga wacht streng über der genauen Durchführung der Ausschließungs-Maßregeln, und selbst solche Handelsleute, die gern dem verwehnten Haushalte ihre Waaren liefern möchten, richteten heftigste Briefe an die Gräfin, sie möchte doch ihren Leuten den Zutritt zu ihrem, der Petenten, Laden verbieten, da sie sonst ebenfalls boycottirt würden.

Die Viscountess Harberton, welche die Frauenrechts-Reform in England angeregt hat und bis heute deren eifrigste Vorkämpferin ist, hat jezt noch eine neue Reform in Vorschlag gebracht, welche die Leichenbegängnisse und die Trauer um verstorbene Angehörige betrifft. Die Dame findet, daß in England bei beiden Gelegenheiten ein viel zu großer Aufwand getrieben wird. Selbst ärmere Leute suchen sich demselben aus falscher Scham nicht zu entziehen und gerathen so in doppelte Verlegenheit, einmal durch Krankheit und Tod des Familien-Mitgliedes, sodann durch die kostspielige Trauerleistung für die Hinterbliebenen. Hier wäre

somit eine Vereinfachung der Sitte ein sociales Bedürfnis. Zur Besprechung der Sache wird Lady Harberton durch ganz London Versammlungen veranstalten.

Madrid. — Die Damen von Madrid werden dem Papste zu seinem Jubiläum eine Geldspende darbringen. An der Spitze des Comités stehen die Damen der höchsten Aristokratie, und bereits jetzt sind bedeutende Summen gezeichnet worden.

Christine Nilsson oder, wie man jetzt sagen muß, Frau Gräfin da Miranda, hat nebst ihrem Gemahl bei dessen Mutter Wohnung genommen, einer neunzigjährigen Dame. Dieselbe war seiner Zeit die Erzieherin der Infantin Luisa Ferdinanda von Spanien, Gemahlin des Herzogs von Montpensier.

Newyork. — Eine eifrige Velocipedistin ist Mes. J. W. Smith zu Drange im Staate Newyork. Im vergangenen Jahre legte sie 2643 englische Meilen auf dem Velociped zurück, darunter 2248 auf einem zweifelhaften Dreirad, in Gemeinschaft mit ihrem Gatten, die übrige Strecke allein auf einem Tricycle.

Salparaiso. — Señorita Ernestina Perez ist die erste chilenische Dame, die sich nach wohl bestandener Prüfung dem ärztlichen Berufe gewidmet hat.

Die Mode.

Raddruck auch im Einzelnen verboten.

Sämtliche Hülsen, Kragen, Passepoils, selbst der cool militärisch aus Perlen oder Band, dürften durch ein höchst einfaches und geschmackvolles Arrangement verdrängt werden. Es ist dies ein gerader, mit einem à jour-Saume versehener Streifen echten Battistes. Dem Stehtragen und den Kermeln, sogar Halbärmeln, eingeheselt und umgebogen, verleiht er sowohl dem einfachen Promenaden-Kostüm, als auch der kostbarsten Gesellschafts-Toilette das Gepräge der Distinction.

Röcke aus Phantasia-Stoffen, zu denen man die Draperie beliebig wechseln kann, sind dieses Jahr hoch modern. Zwei der dargestellten Sommer-Toiletten zeigen diese artige Neuheit. Der Rock des ersten Kostüms, welches trotz seiner Einfachheit einen ganz besonderen Charakter trägt, ist auf cremefarbenem Grunde braun und dunkelroth gestreift. Die Draperie, welche hinten eine große Schluppe bildet, besteht aus glattem, braunem Wollstoff, wie die Taille, deren unsymmetrisch geöffneter und von Goldknöpfen gehaltener Revers ein fein plissirtes, weißes Boile-Chemiset hervorschauen lassen. Ein kleines, weißes Foulardtuch garnirt den von einer Goldspitze geränderten, groben braunen Strohhut. Das zweite Modell zeigt Quersstreifen in verschiedenen bunten Farben, unter denen das Roth vorherrscht; hierzu eine



Draperie aus glattem, braunem Foulard und ein mit schwarzer Passementerie besetztes, taubengraues Tuch-Jäckchen. Gut aus gestickter blauer Gaze, Spitze und Bandtschleife. Dieses Genre von Hülsen, deren anmuthiges Gepräge nur in ihrer Leichtigkeit liegt, ist gegenwärtig sehr modern. Reicher, als die beiden anderen, ist das mittlere Kostüm, dessen Rock 50 Cent. hoch mit Schwarz und etwas Gold gestickt ist. In drei großen Falten fällt das Ueberkleid hinten fast bis zum Rocksaum gerade herab, während es vorn zwei mit Stiderei eingefasste Shawl-Enden ähnliche Einschnitte zeigt. Auf der Taille imittirt die Stiderei einen viereckigen Kragen und auf den Kermeln sehr lange Epaulettes. Gut aus schwarzem Koffhaar, mit Rosentuff und einer hellgrauen Feder garnirt.

Es wird immer mehr Sitte, die Brautkleider mit aparter Schleppe anzufertigen, sodas sie, wenn ein Ball nach dem Hochzeitsmahle stattfindet, abgenommen werden kann. Der kurze Rock muß daher rund herum garnirt sein.



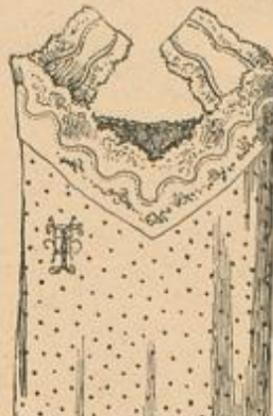
An unserem Modell aus Haille-Duchesse besteht die Draperie aus einem einzigen Stück, welches auf der Grundform durch Falten und an der Seite durch Orangen-Tuffs befestigt ist. Hinten bildet der Stoff zwei Shawl-Enden, welche über einem Tüll-Plissé verschlungen sind. Taille und Schleppe aus brodirtem Atlas, letztere durchweg mit glattem Atlas gefüttert.

Die Jersey-Taille vergrößert ihr Gebiet von Tag zu Tag. Man fertigt jetzt sogar offene Jäckchen, bastische, serbische

Jäckchen aus Tricotstoff, welche, mit Perlen besät oder gestickt, über Blusen aus Foulard getragen werden.

Die Lieblings-Parfüms des Tages bilden Corilopays de Chine, Capricio de Vienna; eine Mischung frischer Weichsen und Schneeglöckchen nennt sich bouquet de dame.

Die Stoffe mit Muschen gehören zu den beliebtesten Neuheiten der Saison. Außer man die Wäsche, namentlich Hemden, mit kleinen rothen, blauen oder lila Tupfen überstreut, in der sich bisweilen, besonders reizend, alle drei Farben vermischen. Der Halsausschnitt, sowie die seitwärts angebrachte Schiffrer werden in der Farbe des Musters gestickt. Eine den Jacken der Stiderei untergeordnete Valenciennes vollendet die Ausstattung dieser aus Batist, auch häufig aus Seide, angefertigten Hemden.



Aus Wien meldet man uns: Modefarben, für die Garnitur der Hüte maßgebend, sind vor Allem folgende Schattierungen in Heliotrop: ein zartes, helles Itale, verschiedene Mittel-Schattierungen Glycine und ein tiefdunkles pavot. Ein zartes Grün nennt sich vert lumiere, ein saftig-dunkles potoucho. Ein goldiges Rosa heißt rose des Alpes, ein wärmeres corail, vernis de Japon u. s. w., bis hinab zum abendrothdurchglühnten boreal, — ein dunkles chandron.

Für Promenade, Garten, Haus und Gesellschaft bietet die Mode verschiedenes Schuhwerk. Der halbhohe Stiefel besteht aus Goldläderleder, der Promenaden-Schuh aus Lackleder mit weißer Stepperei, während der seitwärts geträppte, hohe Samaschen-Stiefel aus naturfarbem Leder gearbeitet und mit Lackleder besetzt ist. Sehr bequem und practisch ist der fallleberne Gartenschuh, dessen Form an den bekannten Holzschuh erinnert. Das graue Leder des Hauschuhes wird durch Lackledertreppen und Goldborte, der hochlegante schwarze Atlasstiefel längs den Nähten durch schmale Stidereien verziert.

Die Kunst-Ausstellungen popularisiren die Kunst; die Gewerbeschulen lehren die Industriellen, jene ihren Erzeugnissen und Zwecken anzupassen. Seit kurzem giebt es Briefpapier, mit farbigen Miniatur-Abdrücken der Hauptwerke der älteren deutschen Künstler geschmückt. Wir haben Holbein, Kranach, Dürer-Briefpapier, mit passenden Coverts. Originell ist ferner an diesen Briefbogen aus Blütenpapier der ziemlich breite angelegte Rand. Auch Briefläschen, in zarter Landschaftsmalerei mit und ohne gebrannten Rand. Für einfachere Sorten wird Eisenblein-Papier oder die beliebte Saumon-Ruance vorgezogen. Sie erhalten zumeist kleine, viereckige Monogramme, weiß auf dunkelgrauem Grund, welche in der linken oberen Ecke des Briefbogens angebracht werden. Runde Monogramme, — in Metallfarben ausgeführt, — setzt man in die obere Mitte des Briefbogens.

Wirthschaftliches.

Raddruck auch im Einzelnen verboten.

Mittagessen für die feine und einfache Küche.

- I.
- Suppe à la Chartreuse. Receipt 1270.
- Hammel-Cotelettes à la Soubise. Receipt 1271.
- Hecht au four mit Oliven-Sauce. Receipt 1272.
- Vol au vent mit Fricassée von Huhn oder Ragout. Receipt 1272.
- Schnepfenbraten.
- Gelée von Ananas. Receipt 1273.
- II.
- Ohnenschwanz-Suppe. Receipt 1274.
- Gefüllter Weißkohl. Receipt 1275.
- Schnorbrot mit sauren Gurken.
- Schneebälle. Receipt 1276.

Recepte. 1270. Hammel-Cotelettes à la Soubise. Von dem Rippenstück eines recht alt geschlachteten Hammels schneidet man fingerdicke Cotelettes, beputzt die Knochen, entfernt Sehnen und Fett, klopft die Cotelettes leicht mit dem Hackmesser und schneidet sie rund. Ferner schneidet man zwei Liter weiße Zwiebeln, welche selbstverständlich vorher gepulvert worden sind, in Scheiben, blandirt sie in kochendem Wasser und thut sie zum Abtropfen auf einen Durchschlag. Dann zerläßt man in einer Casserole ein eigrößes Stück Butter, thut einige Scheiben klein geschnittenen Schinken nebst den Zwiebeln hinzu und läßt diese weich schwizen, ohne daß sie sich färben, streut einen Löffel Mehl darüber und rührt $\frac{1}{2}$ Liter Sahne und ein wenig Bouillon damit klar. Unter beständigem Rühren muß das Ganze zu einem dicken Purée einkochen, das man durch ein Sieb streicht, mit Salz und Pfeffer abschmeckt und bis zum Gebrauche im Wasserbade warm stellt. Kurz vor dem Anrichten werden die vorbereiteten Cotelettes in zerlassener Butter rasch auf beiden Seiten faultirt und tranzförmig auf eine erwärmte runde Schüssel gelegt; das Zwiebel-Purée wird in die

Mitte gefüllt. Zu diesen Cotelettes, deren vorstehende Knochen man, des besseren Aussehens wegen, mit kleinen Papier-Papillotten befestigt, kann man auch ein anderes Purée, von Champignons, Saucerpfeffer oder Maronen, geben.

1271. Hecht au four. Ein großer Hecht wird geschuppt, ausgenommen und gewaschen; dann häutet und spült man ihn auf beiden Seiten und legt ihn in eine Fischwanne von Kupfer oder in eine flache Bratpfanne, deren Boden vorher mit feinen Speckschiben bedeckt wurde. Man thut man ein gutes Stück Butter, halb weißen Wein, halb Essig, Salz, Gewürz, ein paar Zwiebeln und Pfefferkörner hinzu, schiebt die Pfanne unbedeckt in den Ofen und läßt den Fisch, unter fleißigem Begießen, gar werden. Ist dies geschehen und der Hecht auf einer langen Schüssel angeordnet, so bestreicht man ihn, um ihm ein gutes Aussehen zu geben, mit zerlassener „Glace“ (braun eingedickte Bouillon, Fleisch-Extract oder Fond einer kräftigen Sauce) und giebt in einer Saucière eine braune Sauce dazu. Letztere wird mit dem Fond des Fisches und etwas Wein verlockt, durch ein Haarsieb gegossen und leitet ein gut Theil ausgelegter Oliven hinzugefügt.

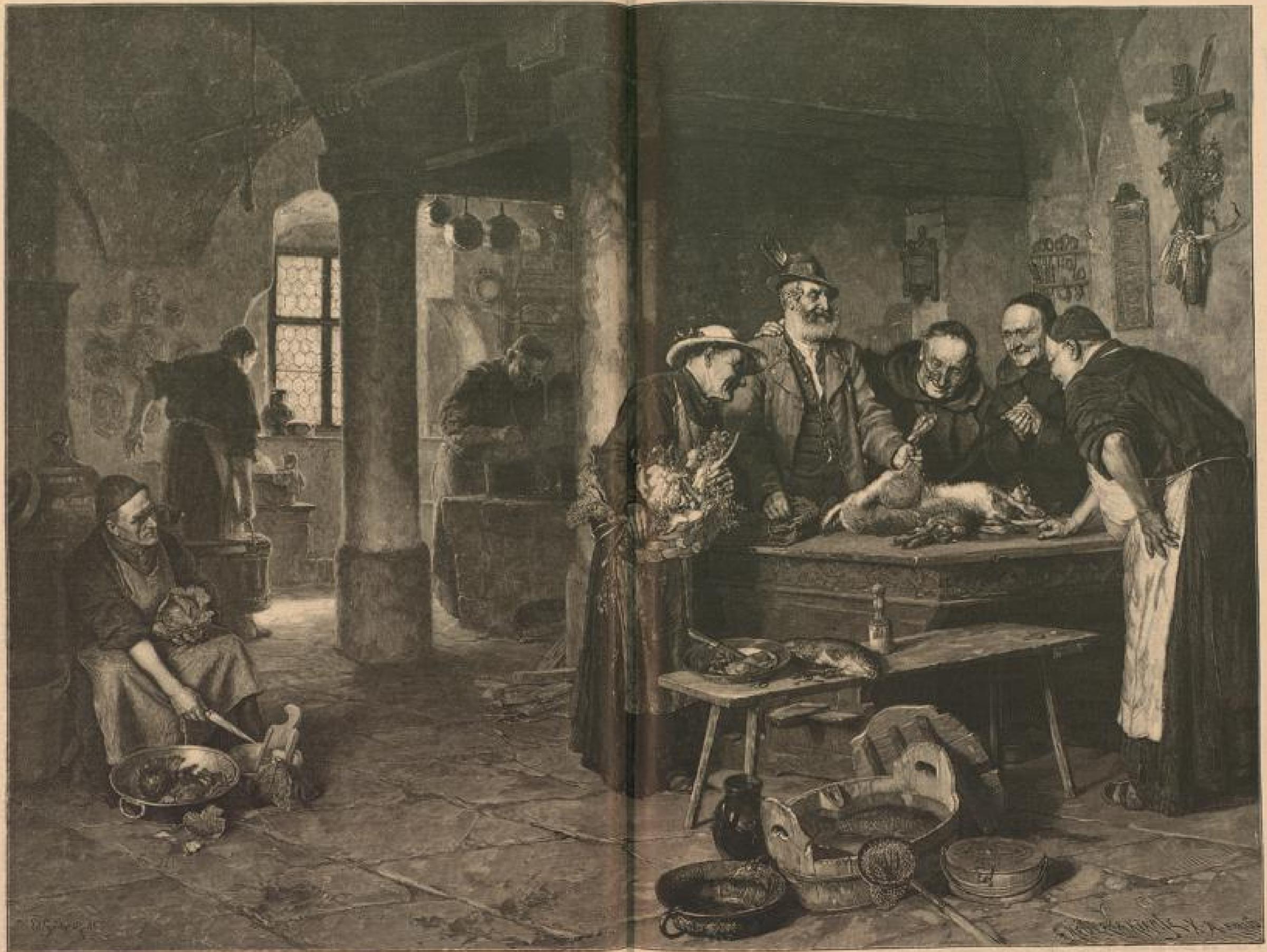
1272. Vol au vent mit Fricassée von Huhn oder Ragout. Das Gelingen dieser Pastete ist zunächst von der Herstellung eines guten Blätterteiges abhängig, der die Form bildet, in der das Fricassée oder Ragout servirt wird. So einfach die Zusammensetzung des Teiges ist, so bedarf es doch äußerst sorgfältiger Behandlung, des besten trockenen Mehles und einer festen Butter; am meisten geeignet ist die sogenannte „Stoppel-Butter“. Die Zurechtzubereitungen sind folgende: $\frac{1}{2}$ Kilo Mehl, $\frac{1}{2}$ Kilo Butter, ein Ei, etwas Salz, ein Löffel Wasser. Die Butter wird mit den Händen auf einem mit Wasser beneigten Backtische so lange geknetet, bis sie ganz geschmeidig und frei von Wasser-Bestandtheilen ist; dann formt man sie zu einem viereckigen, flachen Stücke und legt sie bis zum Gebrauche in kaltes Wasser. Das Mehl siebt man auf einen reinen Tisch, macht in der Mitte eine Vertiefung, giebt das Ei, Wasser und Salz hinein und knetet das Ganze zu einem nicht zu festen Teige. Sollte er zu trocken sein, so thut man ein wenig Wasser hinzu; der Teig muß etwa die Festigkeit der Butter besitzen. Nachdem der Teig so vorbereitet ist, rollt man ihn mit den Händen zu einer langen Walze, legt diese schneckenartig zusammen und wiederholt das Verfahren so lange, bis der Teig glänzend blank geworden ist und alles an dem Tische Anhaftende aufgenommen hat. Den Teig hochhebend, befreit man den Tisch leicht mit Mehl, legt den Teig wieder darauf, überputet ihn ebenfalls mit Mehl und rollt ihn mit dem Mangelholz zu einer Platte aus, die etwa noch einmal so groß ist, als das Butterstück. Nun nimmt man lehteres aus dem Wasser, trocknet es rein ab, legt es auf den Teig, schlägt denselben von allen Seiten darüber und rollt ihn, das Holz leicht aufrückend, möglichst gleichmäßig zu einer länglichen Platte aus. Alsdann klappt man das eine Teig-Ende zu zwei Dritteln über den Teig, das andere Ende darüber, sodas ein viereckiges Stück entsteht, das aus drei Lagen zusammen gefügt ist. Man nennt dies: den Teig einmal „schlagen“. Zum zweiten Male aufgerollt, wird der Teig in gleicher Weise über einander gefaltet und bleibt zehn Minuten ruhen. Dann wiederholt man das zweimalige Aufrollen und Zusammenschlagen nochmals, in Zwischenräumen von zehn Minuten, sodas der Teig schließlich geschlagen wird. Man hat auf diese Weise den feinsten Blätterteig erhalten, der für alle in dies Fach schlagende Bäckereien gebraucht wird.

Zur Verwendung bei einem vol au vent mangelt man den Teig fingerdicke aus und schneidet mit einem spitzen Messer eine runde Platte heraus, die so groß sein muß, als der Boden der Schüssel, auf der das Gebäud servirt werden soll. Ist dies geschehen, so schneidet man aus der Mitte dieser Platte eine zweite kleinere, sodas die erste zu einem etwa drei Finger breiten Rande wird, die zweite aber als Deckel für die Pastete dienen kann. Ebenso kann man, soll der vol au vent größer werden, zwei bis drei gleiche Ränder schneiden, die, beim Anrichten über einander gelegt, eine Art Gehäuse bilden, in dem eine große Menge Ragout servirt werden kann. Die zum Deckel bestimmte Platte mangelt man am besten etwa federkieldick weiter aus und schneidet sie dann, zum Rande passend, neu, damit der Teig nicht zu stark wird. Ist der Kuchen soweit fertig, so legt man ihn auf ein mit Wasser angefeuchtetes Backblech, verziert ihn durch Messer-Einschnitte, bestreicht ihn mit gequirtem Ei und bädt ihn in $\frac{1}{2}$ — $\frac{3}{4}$ Stunde in einem gut durchgeheizten Ofen und nicht zu heißen Ofen. Vor dem Anrichten erwärmt man einige Augenblicke den Pasteten-Rand, füllt dann das Fricassée oder Ragout hinein und garnirt es mit weißen Champignons, Krebschwänzen, Trüffeln, Oliven u.

1273. Gelée von Ananas besteht aus einem Rheinwein-Gelée, in das man feine Scheiben von Ananas mischt. Befügt man die Frucht eingemacht, so läßt man den Saft derselben, mit dem Wein und aufgelöstem Stand zusammen, zum Klären durch eine Serviette laufen, füllt einige Löffel der Masse in eine auf Eis gestellte Gelée-Form, legt, sobald erstere erstarrt ist, einen Kranz fein geschnittener Ananas darauf und fährt so abwechselnd fort, bis die Form gefüllt ist. Das Rheinwein-Gelée selbst bereitet man von $\frac{1}{2}$ Kilo Zucker, 1 Flasche Wein und 4 Citronen nebst 12—14 Blatt feinsten weißer Gelatine folgendermaßen: In kleine Stücke geschlagen, mit $\frac{1}{10}$ Liter Wasser angefeuchtet, wird der Zucker aufgelocht, der Saft der Citronen dazu gereicht und Beides möglichst rein ausgeschäumt. Ist die Flüssigkeit fast erstarrt, so mischt man sie in einem Porzellan-Gefäße mit der ebenfalls nur lauwarmen, vollkommen aufgelösten Gelatine, fügt die ganz fein abgeschälte Schale einer Citrone und den Wein hinzu, läßt das Ganze verdeckt $\frac{1}{2}$ Stunde stehen und gießt es dann durch eine heiß ausgewaschene Serviette. Gegenwärtig wird die Gelatine so gut bereitet, daß man sich ihrer dreist, an Stelle der früher gebräuchlichen Dausenblase oder des complicirt herzustellenden Standes von Kalbsfüßen u., bedienen und, bei einiger Vorsicht, auch das mühselige „Klären“ des Gelées mit Eiweiß sparen kann.

1274. Ohnenschwanz-Suppe. Zu einem Knapp bemessenen Theile des zur Bouillon gehörigen Rindfleischs nimmt man, je nach der kleineren oder größeren Portion, 1—2 Rinderchwänze, läßt sie mit dem Fleisch weich kochen, nimmt sie aus der Bouillon, theilt sie immer da, wo die Knorpel sich zusammen setzen, in kleine Stücke und thut diese in die Suppe. Man kann sie auch zuvor leicht in Mehl wälzen und in Butter braten. Die Brühe selbst wird mit einigen Löffeln Schwammmeles, das gut mit Rothwein verlockt worden, sämig gemacht, braun gefärbt und beim Anrichten mit einem Glase Madeira abgeschmeckt.

1275. Gefüllter Weißkohl. Von den größeren Kohlköpfen bricht man die äußeren grünen Blätter ab, schneidet die dicken Rippen aus, wäscht die Blätter und blandirt sie in Salzwasser, in das man, um den Kohl leichter verdaulich zu machen, auch eine Messerspitze Natron thun kann. Aus dem Wasser genommen, werden die Kohlblätter zum Abtropfen auf ein Sieb und dann, immer etwa 4 Stück, über einander auf ein reines Tuch gelegt. Außerdem schabt und hackt man $\frac{1}{2}$ Kilo Kalbsfleisch fein, rührt 200 Gr. eingeweichte, ausgebrühte Semmel nebst einem Stück Butter auf dem Feuer glatt, bindet es mit 2—3 Eigelb und läßt



In der Klosterküche. — Bild 150.

